

Horst Seibert:  
**SINNBILDER**  
Vellmar 1992

Sammelband aus 5 Aufsätzen:

Ursprungslust  
Das Symbol Ehe  
Profession Helfen  
Von des Menschen "Flüchtigkeit"  
Welt-Anschauung und Ethik

## **URSPRUNGLUST**

### **Über die Renaissance von Mythos, Ritual und Märchen**

Menschen, die die Fundamente verlieren, suchen nach Grund. Die sogenannte Wiederkehr des Mythos, des Rituals, des Märchens ist Reaktion auf vielerlei Bedrohungen und Angstgefühle.

Die Wiederkehr der uralten Geschichten ist auch Konsequenz aus neuem Wissen. Seit wir uns in die neuen Paradigmen der Wissenschaft hineinzutasten beginnen, mühen wir uns zu verstehen, was es beispielsweise bedeuten könnte, daß Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nicht getrennt voneinander ablaufen, daß wir das Vergangene prognostizieren und uns an die Zukunft erinnern können.

Ohne die symbolische Sprache und die symbolischen Handlungen der alten Geschichten scheitert unser Verstand ohnmächtig am Verstehen unserer Lage. So sehen es die besonders Verunsicherten und die besonders Belesenen, die Suchenden und die Wissenden.

### **Ursprungsinszenierungen**

Immer mehr Psychiater greifen zu heilenden und klärenden mythischen Inszenierungen. Gegen Schwangerschaftsdepressionen kommen primitive Wochenbettmythen zum Einsatz. Zur psychischen und sozialen Nachreifung verhelfen Paradies- und Vertreibungsmythen. Märchentherapie hilft bei Rollenkonfusion und gegen Todesangst. Im Religionsunterricht bringt Symboldidaktik eine Schüler- und eine Lehrerregeneration, die keine gemeinsame Sprache mehr haben und sich lange nichts zu sagen hatten, wieder in die Lage, sich über das Vehikel alter Bilder zu verständigen, sich näherzukommen. Bei feministischen Veranstaltungen schlüpfen Frauen in die Gewänder der alten Göttinnen, psycho- und soziodramatisch, und vergewissern sich rituell einer ursprünglichen Identität.

Eine der augenfälligsten mythologischen Inszenierungen ist von altersher der Garten: vom Schrebergarten bis zum modischen Biotop.

Der Garten ist von Anfang her geordnetes Chaos. Eden ist der ins Chaos gesetzte Garten. Das Chaos mag angreifen: es prallt an den Gartenmauern ab. Im Garten sind Natur und Kultur, Gottes- und Menschenwerk miteinander versöhnt. Da wächst es und sprießt und verdorrt. Aber es wird auch beschnitten, gejätet, begradigt, geordnet. Wir hinterlassen im Garten unsere Spuren, und sie vermischen sich mit den Spuren des Schöpfers, der Gras und Blumen wachsen läßt. Wir geben dem Garten unsere Struktur, unsere Ordnung; und das Wichtigste, das eigentliche Wachsenlassen, bleibt uns unverfügbar.

Der Garten ist ein Ort "dazwischen". Er liegt "zwischen Wildnis und Zivilisation" (H.-P. Duerr). Die Wildnis würde ihn überwuchern. Die Zivilisation würde ihn zupflastern, zubetonieren. Wildnis und Zivilisation, diese beiden alten Großmächte, haben ihre je eigene Bemächtigungsgewalttätigkeit. Beide wollen überformen. Der Garten läßt von beidem zu, was gut und förderlich ist, und versperrt sich vor beider Gefahren. Der Garten ist Grenzland.

Im Mittelalter glaubte man, auf den Gartenzäunen säße die Hagazussa (das Wort, aus dem "Hexe" gebildet wurde; es heißt eigentlich "Zaunhockerin"). Das Grenzland ist auch Traumland. Die bösen Träume, der drückende Alp, sollen auf dem Zaun sitzenbleiben. In Sichtweite zwar, aber gebannt. Im Garten kann man seinen eigenen Traum träumen. Der bürgerliche Schrebergärtner und der alternative Biogärtner schaffen sich ihr kleines Traumland: ihr Traumland davon, wie die Welt eigentlich sein sollte, wenn sie schön ist. Und ihre Träume verbinden sich in geheimnisvoller Weise mit dem Gottestraum von der Schöpfung, die sehr gut ist. Das Traumland Garten ist "dazwischen", zwischen Gestalten

und Sich-Empfangen, zwischen Wirken und Sich-Beschenkenlassen, zwischen Angespannt- und Eigentlichsein.

Es ist gewiß kein Zufall, daß das Zwischen-, Grenz- und Traumland Garten auch zum Träger der Bilder des Sozialen wurde, daß die gärtnerische Hege und Pflege auch den Mythos des Sozialen je und je transportierte. Vor allem im vergangenen Jahrhundert gärtnerete es unentwegt, wenn bestimmten Menschengruppen Wohltaten geschahen. So sagte vor über hundert Jahren der Stuttgarter Oberhofprediger von Gerok bei der Einweihung einer evangelischen Herberge für Fabrikarbeiterinnen: "Unser liebes Land Württemberg heißt ja mit Recht ein Garten Gottes, reich nicht nur an Blumen und Früchten, an Korn und Obst und Wein, sondern auch reich an Pflanzungen christlicher Nächstenliebe, an Früchten thätiger Barmherzigkeit. Unsere gute Stadt Stuttgart wächst fröhlich heran und baut nicht nur neue Häuser und Straßen, Villen und Fabriken, sondern sie vergißt auch nicht die geistigen Pflanzungen, die fürs gemeine Wohl dasselbe sind, was frische Brunnen und grüne Baumparthien für die leibliche Gesundheit: sie gründet wohlthätige Anstalten und gemeinnützige Vereine in immer neuer Folge. Nun, verehrte Versammelte, in diesem Blumengarten thätiger Menschenliebe hat sich uns heute eine neue, ebenso seltene als schöne Blume erschlossen; unter diesen Pflanzungen hilfreichen Erbarmens ragt unsere Herberge für Arbeiterinnen hervor wie ein hoffnungsvoller Baum..."

Insbesondere diakonische Spiritualität findet hier ihr Gleichnis, ihr Sinn-Bild. Und sicher absichtsvoll heißen die zunächst von einzelnen Christen und christlichen Vereinen unterhaltenen, später in kirchengemeindliche Trägerschaft übernommenen Stätten der Kleinkinderhilfe "Kindergärten". Seit es diese Gärten für Kinder gibt, vermitteln sie zwischen Privatheit und gesellschaftlichen Ansprüchen. Kindergartenkinder gehören nicht mehr ganz nur ihren Eltern, aber auch noch nicht den gesellschaftlichen Kulturinstitutionen, der Schule insbesondere. Ein Ort "dazwischen".

Eine Sonderform des Gartens ist der Kurpark. Er ist eine besonders dramatische Inszenierungsgestalt des Grenz- und Traumlandes. Kurparks sind mythologische Großinszenierungen, und das Kurgeschehen darin ist großteils ein wallfahrts- und prozessionsartiges Arrangement, ein Ritual, in dem alte Mythen und moderne medizinische (und wirtschaftliche !) Rationalität zusammenkommen.

Der ritualisierte Tagesablauf des Kurgastes hat bestimmte Brennpunkte. Der ertümliche Sinn der Prozession ist ja, einen Mythos darzustellen mittels des Fortschreitens von einem Ort zum andern, von einem Brennpunkt zum nächsten. Nicht anders ist es mit dem Mythos Gesundheit. Die Bewegung durch die Kuranlagen führt durch arrangierte Natur, z.B. von Quelle zu Quelle: teils dargeboten als eher numinose Grotte oder Erdhöhle, in die man hinabsteigen muß; teils überwölbt von antiken Tempeln, flankiert von Quellnymphen, Wasser- und Heilgöttern. Heilung, wird da ausgedrückt, ist halt im Letzten ein Göttergeschenk. Und: das Quellwasser ist ein besonderes Element. Es ist nicht nur einfach angereichert von bestimmten Mineralstoffen. Im kurörtlichen Arrangement gewinnt es archetypische Bedeutung: die Quelle als Ursprungsort, als Ort eines vorsektiven Lebensgefühls, als "das geläufigste Symbol für das Unbewußte" (C.G.Jung). Was da aus großer Tiefe kommt, beansprucht Tief-Sinn mithilfe der Landschafts- und Tempelarchitektur des Ortes. "Wer um die Tiefe weiß, der weiß auch um Gott" (Paul Tillich).

Kurparks vermitteln religiöse Gefühle, religiöse Ur-Erlebnisse. Die moderne kurmedizinische Rationalität umgibt sich nicht nur mit mythologischen Inszenierungen: vielmehr verstärkt das eine das andere, das eine wird zum Aspekt des andern. Neben der Ursprungs- und Verbundenheitsassoziation vermittelt das Quellerlebnis offenbar eine weitere religionsanaloge Erfahrung, wie Hermann Timm beschreibt: *"Man kann zwar - niederknienend - aus einer Quelle trinken, sie aber nicht austrinken, nicht restlos leeren wie das zum Munde erhobene Gefäß. Die Größe eines Bechers wird nach dem jeweiligen Flüssigkeitsbedarf berechnet. Man kalkuliert den Durst, das physiologische Defizit, um es möglichst deckungsgleich mit dem dosierten Angebot bedienen zu können. Dies fordert die Mittel-Zweck-Rationalität, bei der Angebot und Nachfrage, Soll und Haben einander entsprechen, um keinen Tropfen zu vergeuden. Und dieser Krämergeist beim Verabreichen von Getränken wird durch den Quellgeist verhöhnt. So jedenfalls muß es dem Dürstenden vorkommen, wenn er an die Stätte gelangt und sieht, wie dort in wahrhaft überflüssiger, nichtsnutziger Weise das Labsal vergeudet wird. Selbst die Handteller, die er vorstreckt, das kostbare Naß aufzufangen, können nur das wenigste fassen. So maßlos ist der Erguß des Segens, daß sich mit fortschreitender Sättigung die Großmut der Natur als Übererfüllung der Bedarfsberechnungen unsererseits offenbart. Je mehr ungenutzt über Hände und Mund rinnt, umso deutlicher wird, daß man es nicht mit Restbestand von Ungenutztem zu tun hat. Während der Erfüllung beginnt sich das Bedürfnis zu verwandeln ins unstillbare Verlangen namens Ewigkeit. Denn Bedürfnisse sind endliche Defizite, deren Menge und Laufzeit man messen und dementsprechend versorgen kann, während ihre Erledigung oder Nichterledigung vom Durst des Geistes überformt wird, für den es kein Ressourcenkalkül gibt, da sein Volumen alle Maße sprengt."* Dieses Erlebnis, so H.Timm, sei heute "mehr denn je" wichtig, vor allem auch im religiösen Zusammenhang, "wo ein kleinlicher Verstand den Gebrauchswert religiösen Glaubens aus sozialpsychologisch vermessenen Defiziten der Zivilisationsgesellschaft herleitet."

Was hier beschrieben wird, sind Hölderlin-Erlebnisse: das Überquellende des Heiligen und Heilenden in überreichem Maße. Sich verschwendende Gnade, sogar unseren "Durst" noch übersteigend. Um diese Fülle zu fassen, reicht kein Bedarf aus. Hölderlin hat diese Emanation und Abundanz bei eigenen Kuraufenthalten beschrieben. Seine Büste steht mit Tiefsinn in manchen Kurparks. Gleich daneben lassen sich Emanation und

Abundanz an den Quellen auch recht profan erleben. Der Kurzdialog eines älteren Paares, belauscht an einer Bad Homburger Quelle: "Paß auf, du verschüttet ja alles !" - "Daß die das alles so weglaufen lassen..."

Es ist unbestreitbar, daß die Arrangements des Kurorts komplexe Deutungen induzieren, Deutungen von Krankheit und Genesung, vom Menschsein, von unserer Verbundenheit mit Gott und der Welt, vom Lebenssinn. Die Kur-Inszenierung will Elementarbedürfnisse vermitteln, Urerlebnisse. Wer kann sich im Marmorbath, also in sarkophagähnlichem Terrain, oder ein Schlammbad nehmend, der Assoziation von Lebens- und Todessymbolik in einem verschließen ? "Von Erde bist du..."

Wie an manchen Orten der Kur das einverleibende Trinken und das Eintauchen, der Elementarkontakt mit Wasser und Erde, vorherrschen, so andernorts der Elementarkontakt mit heilender Luft. Wo in wilhelminischen Inhalationshäusern das Atmen neu eingeübt wird, schmücken ätherische Wesen und Götterfiguren die Wände und Sockel. Die uralte Inspirationstheologie ist präsent: Wer atmet, lebt; wer bewußt atmet, lebt bewußt; wer bewußt lebt, weiß, daß er sterben wird. Die Mystiker glaubten, im Ein- und Ausatmen spiegele sich Verselbsten und Entselbsten, meine Eigenheit und meine Allgemeinheit. Und beides von Gott letztlich: der Odem wird von ihm gegeben, und er entzieht ihn auch. Vermittlung von Leben und Tod und Ahnung von göttlicher Wirklichkeit ! In manchen Kurwendungen - vom Elementarkontakt mit heilender Erde zur Inhalation - scheint sich der ältere biblische Schöpfungsbericht zu wiederholen: zuerst die formatio, dann die inspiratio; zuerst die Formung aus Erde, dann das Einhauchen des Lebensodems.

Die Mythen von Neuschöpfung, Neuanfang, Wiedergeburt, Ursprünglichkeit gewinnen Gestalt im Kurarrangement (mancherorts soll sogar das erotische Frühlingserwachen, sprich Kurschatten, zum Kalkül der Arrangeure gehören). Und den Kurärzten und sich selbst gibt der Rekonvaleszent das Versprechen der Metanoia, der Umkehr der Lebensführung. Das "Sündige hinfort nicht mehr !" in säkularer Form ist das tägliche Brot, das die Kurmedizin austeilte. Mittels Gegenwart Aufhebung der Vergangenheit in eine gesündere Zukunft: offenbar ein entscheidender Aspekt religionsanalogen Kurgedächtnisses ! Es ist wirksam: vor allem dort, wo hinter der Kurbedürftigkeit Sinnkrisen oder - in theologischer Diktion - Rechtfertigungsbedürfnisse liegen. Wie hinter so mancher sog. vegetativen Dystonie.

Sicher ist auch kein Zufall, daß sich um die Kurparks herum zu den alten Göttern gern die neuen gesellen: Erfolg, Macht, Reichtum. Ihre Statussymbole sind im Kurort unübersehbar, nicht nur in Gestalt der beliebten Spielkasinos. In den Kurzonen, an den Rändern der Kurparks stehen die Villen der besonders Reichen; sie haben auf Dauer gestellt, was die Masse der Rekonvaleszenten für ein paar Wochen erleben kann: das Versprechen von Ganzheit, ein tiefes Verbundenheits- und Ursprungsgefühl. Seine Requisiten sind seit der Antike unverändert: Tempel, Hain und Teich.

Im übrigen besagt die kirchliche Statistik, daß die Gottesdienste am Kurort besonders gut besucht sind.

## **Erneuerung, Erhaltung, Vergewisserung und Teilhabe**

Menschen sind von Anfang an auf der Suche nach den Ursachen. M y t h e n sind Ursachengeschichten. Und R i t e n und R i t u a l e sind das Gedächtnis dieser Erklärungsmodelle, dieses an sich kausalen Weltbildes; sie lassen den Menschen aktiv teilhaben an den unabänderlichen, ewigen Dramen, die unsere Existenz ausmachen.

M y t h e n sind Erzählungen. Sie erzählen, wie die Welt und die Menschen entstanden sind - und warum sie so geworden sind, wie sie sind. Vielleicht kommen sie "aus den Affekten", wie W.Wundt, der Altmeister der Religionspsychologie mutmaßt. Die Geschichten kämen dann im wesentlichen "von innen heraus", aus der Richtung, die auch Erich Fromm vermutet: er glaubt, Mythen und M ä r c h e n seien ursprünglich geträumt worden. Mythen, Märchen und Träume hätten demnach dieselbe Symbolsprache. Unzweifelhaft ist, daß Mythen von den großen Gegensatzpaaren handeln, einen Spannungsausgleich zwischen existentiellen Grenzerfahrungen herstellen, zwischen Leben und Tod, Mann und Frau, Gott und Mensch, Schuld und Unschuld. Möglich ist auch, daß auch einige "allgemeine Menschheitserinnerungen" (K.A.Brüning) in Mythen aufbewahrt werden; Paradiesmythen transportieren vielleicht die Erinnerung an eine Zeit, in der die "Primitiven" noch nackt und in aller Unschuld miteinander lebten, die Erinnerung an den Triumph des menschlichen Geistes über die Erdschwere und an das Wieder-Herabgezogenwerden, an die bittere Einsicht in den Tod; kurz: den Zweifel des Menschen darüber, wohin er letztlich gehört, in den "Himmel" oder unter die Erde. Daß Mythen diesen Bruch im Menschen thematisieren, drängt sich auf.

Manche psychologischen Schulen deuten Mythen als zeitlose innerseelische Zustands- oder Entwicklungsberichte: individueller oder kollektiver Art.

Vor der Neuzeit dominieren generell allegorische Deutungen; die Menschheitsgeschichte, so klingt es aufklärerisch herüber, verlaufe progressiv wie die Individualgeschichte, und der Mythos entspreche halt der kindlichen Frühepoche des menschlichen Geistes. Danach setzte ein kräftiger psycho-romantischer Deutungsschub ein, dem wir unendlich schöne Gemälde und manche esoterische Vereinigung zu verdanken haben: in beidem, Kunst und Esoterik, geht es nicht so sehr um die unendliche Progression, sondern um die Rückkehr der Seele zu sich selbst, wodurch Ursprung und Ziel ineins fließen. Vor der gegenwärtigen

Renaissance hatten wir die aufklärerische Entwertung des Mythos und die romantische Faszination an ihm. Von beidem tragen wir Spuren an uns.

Riten und Rituale sind die zu kultischen Handlungen geronnenen Mythen. Sie sind Sprachhandlungen und Zeigehandlungen. Als solche weisen sie hinaus über den Bereich des sprachfähigen Lebens. Riten und Rituale finden sich ebenso im Kampf- und Paarungsgebaren von Tiergattungen wie in den Zwangshandlungen des Neurotikers, im Mannbarkeitszeremoniell eines Stammes wie in Paraden, Prozessionen, bei Wahlen, Tarifverhandlungen und derlei mehr. S.Freud beobachtete gewisse gemeinsame Einzelzüge im seines Erachtens pathologischen Zeremoniell des Zwangsneurotikers und in religiösen Ritualen von Gemeinschaften: er und sie führten ihre Rituale mit besonderer Gewissenhaftigkeit aus, hätten Angst vor der Unterlassung und isolierten ihre Rituale von allen anderen Tätigkeiten. Ungelöste Triebkonflikte stünden hier wie dort dahinter.

Andere Tiefenpsychologen und vor allem die Interaktionssoziologie erlösten den Ritus aus der pathologischen Fixierung. Gegenwärtig wird der Ritus in Beziehung gebracht mit der wiederkehrenden Verhaltensform in der kindlichen Begegnung mit der Mutter. Im regelmäßigen Wechselspiel zwischen beiden erwerbe der Säugling Urvertrauen (daß die Welt in Ordnung ist, daß in ihr das Kind akzeptiert wird); diese Bestätigung brauche das Kind immer wieder, daher der Aufbau der Fähigkeit zur Ritualisierung, auf die sich dann auch die gesellschaftlich überlieferten Rituale der diversen Glaubensgemeinschaften beziehen können. Rituale sind demnach nicht Isolierung des Individuums, sondern stiften gerade Gemeinschaft; sie sind kein pathologisches Phänomen, sondern regelrecht Voraussetzung stabiler Bezogenheit zwischen einem einzelnen und der Gemeinschaft. Interaktionssoziologisch betrachtet, dienen Rituale der gegenseitigen Selbstdarstellung und damit der Ausbildung einer sozialen Identität. Begrüßungs- und Gesprächsrituale übermitteln Wertschätzung und Anerkennung. Beim Händedrücker, Lächeln und anderen Konventionen signalisiere man beides: was einem der andere bedeutet - und was man ihm bedeuten möchte. Demnach wären ritualisierte Möglichkeiten der Begegnung ungemein wichtige Bestandteile gesellschaftlicher Kommunikation.

Wenn in Ritualen Mythen dargestellt werden, geschieht dies meistens zusammen mit Festen und Feiern. Feste und Feiern sind "totale soziale Tatbestände", die religiöse, ästhetische und wirtschaftliche Funktionen verflechten und dazu beitragen, die "Gesellschaft und ihre Institutionen in ihrer Totalität in Gang zu halten" (M.Mauss). Ihre Charakteristika sind besondere zeitliche Strukturen, soziale Trägerschaften (die sich dabei selbst "in Szene setzen", rituell ihre kollektive Identität und ihren Zusammenhalt erneuern), Symbole (beispielsweise Weihnachtsbäume) und rituelle Praktiken (etwa Geschenk-, Auswahl-, Gegenseitigkeitsregeln). Dabei ist in der Totalität des Festes eine Polarität aufgehoben, die auch die Eigenart des mythischen Symbols ausmacht: Feste leben aus der Spannung zwischen ausgeprägter normativer Regulierung einerseits und der bewußten Überschreitung alltäglicher Konvention andererseits; diese gewollte Ordnungsüberschreitung in ritualisierter, das heißt: erlaubter und strukturierter Form bewirkt keine Auflösung, sondern gerade eine Bestätigung und Erneuerung des Normativen. Indem das Fest die Ordnung durchbricht, erhält es sie.

Das gilt auch für das Zeitempfinden. Ein festlicher Ritus ist exponierte Zeitlichkeit. Indem er den üblichen Fluß der Zeit durchbricht, macht er Zeit erst erfahrbar. Die Unterbrechung macht das Ganze sinnvoll. Und: Feste und Feiern "transzendieren den Alltag, indem sie eine transhistorische, 'mythische' Zeit neu aktualisieren und periodisch das kollektive Andenken an bedeutende, identitätsstiftende Ereignisse reproduzieren (Christi Geburt, Revolution, Nationengründung usw.). Diese zyklische Neubelebung mythischer Zeiten trägt die zwiespältigen Züge eines befreienden und neu schöpferischen Eintauchens in einen amorphen Ursprung (Chaos) und zugleich eines rituellen Erneuerns der aus ihm hervorgegangenen kosmischen und kulturellen Ordnung" (F.Schultheis/M.N.Ebertz). Feste und Feiern sind mythisches Grenzland, Traumland zwischen Chaos und Ordnung.

Wie Ursprungslust und Kulturbestand zusammengelaut, zusammengedacht und zusammengefeiert werden können, geht etwa aus der Anschauung urchinlicher Erd- bzw. Erd-Mutter-Mythen hervor. Ein etwa 5000 Jahre alter sumerischer Mythos erzählt folgende Geschichte:

*"Die erhabene Urzeitwohnung machte sich strahlend, schmückte sich freudig:*

*Die weit ausgedehnte Erde schmückte sich mit Edelsteinen und Lapislazuli, schmückte sich mit Diorit, Chalcedon, Carneol und Meteorit.*

*Der Himmel bekleidete die Pflanzen mit ihrer Schönheit und stand in seiner Pracht.*

*Die reine, unberührte Erde stellte sich dem heiligen Himmel blühend dar.*

*Der Himmel, der allerhöchste Himmel, kniete auf der Erde und schwängerte sie, legte in sie den Samen für die Helden, für Bäume und Schilfrohr.*

*Die süße Erde, diese Kuh der wohlgestalteten Glieder, legte den Samen des guten Himmels in ihren Schoß: sie bereitete sich, voller Freude, die Pflanzen des Lebens zu gebären.*

*Die frohe Erde trug an ihrer Fruchtbarkeit, sie schwitzte Wein und Honig:*

*nach der Geburt von Baum und Schilfrohr brachte sie Wein und Honig ins Vorratshaus.*

*Schilfrohr und Baum wuchsen zusammen auf und steckten die Köpfe zusammen,*

*Baum und Schilfrohr - beide rühmten sie sich mit ihren leuchtenden Zweigen...  
beide waren sie aus dem Nebel entstanden,  
gezeugt von den Wolken des Himmels..."*  
(Übersetzung von J. van Dijk)

Das ist sexuelle Kosmogonie, ein Weltentstehungsmythos nach sexuellem Muster. Die mütterliche Erde wird befruchtet vom väterlichen Himmel. Viele der alten Schöpfungsmythen haben diese Analogie. Der Anstoß zu allem und für alles ist ein *Zeugungsvorgang*; und die Entstehung von Menschen, Tieren und Pflanzen ist ein *Geburtsvorgang*.

Den Menschen, denen derartige Mythen etwas bedeuteten, war der Sexus heilig. Dementsprechend wiederholten die Kulte und Rituale der mütterlichen Erde in singender, spielender, tanzender Liturgie diese kosmischen Zeugungen und auch die Geburten. Den Heiligen Hochzeiten in den Tempeln der alten Zweistromlandvölker ist dieses Grundmuster eigen.

Ein Teil der australischen Ureinwohner hat - für die Forschung soweit einsichtig, wie das Einfühlungsvermögen westlich geprägter Forscher zum Verständnis reicht - solche Kulte, in denen die Erd-Mutter-Mythen nachgespielt werden. Aber sie wiederholen sie nicht nur, ahmen nicht nur einfach nach, was in einer Vorzeit geschieht, sondern im Verständnis dieser Populationen sind sie *Mitspieler* des kosmischen Zeugungs- und Geburtsdramas. Die Riten erhalten und schaffen auch Wirklichkeit, sind Mit-Schöpfung. Die Nomadenfeste Australiens sind ein Mittun des Menschen an seinem eigenen Anfang, Rückkehr zum Ursprung, aber in der kultisch-rituellen Wiederholbarkeit auch Garanten von Zukunft. Missionare und lange zuvor antike Geschichtsschreiber empfanden, wenn sie auf derart "primitive" Stämme trafen, derlei Riten, bei denen kleine Menschen aus einer künstlichen Gebärmutter hervorkriechen und am Ende auch wieder dahinein zurückkehren, als kollektive Obszönitäten. In tiefem Unverständnis für das, was sie sahen.

Also nicht nur in Fruchtbarkeitsritualen, sondern ebenso in bestimmten Beerdigungsritualen lebte und lebt die Erdmuttermythe. Wenn wir von der mütterlichen Erde herkommen und wieder in sie hineingelegt werden, dann ist Tod eigentlich dasselbe wie Geburt - nur in anderer Richtung. Die Mutter ist die Wiege und das Grab. Deswegen sehen mancherorts Gräber wie Wiegen aus, deswegen wurden und werden mancherorts die Toten in embryonale Haltung gebracht. Deswegen müssen bei westafrikanischen Stämmen die trauernden Hinterbliebenen den sogenannten kleinen Tod mitsterben. Eliade schreibt: "Der Sohn steht nackt, wie ein neugeborenes Kind, am Grab des Vaters. Die Witwe darf zunächst nur weiche Nahrung wie ein Baby zu sich nehmen und wird nach und nach an festere Speise gewöhnt, sie 'starb' und soll wieder leben." Deswegen mußte und muß bei manchen Stämmen dem Geburtsschrei der Todesschrei entsprechen - wenn "richtig" gestorben werden soll.

Und deswegen muß man bei vielen Völkerschaften erst symbolisch sterben und danach wiedergeboren werden, wenn man seinen Status grundlegend verändert: wenn man etwa bei Indianerstämmen vom normalen Mann zum Schamanen wird; oder wenn ein Junge durch Mannbarkeitsriten zu einem Erwachsenen gemacht wird.

In diesem Übergangsritus wird, so in Westafrika, der junge Mann anlässlich seines symbolischen Todes, bei dem er auch in ein Grab gelegt wird, mit weißer Farbe eingerieben, die nach erfolgreicher Wiedergeburt feierlich abgewaschen wird. Es handelt sich um das Reinigen des mit weißem Schleim verklebten, gerade geborenen Säuglings. Wahrscheinlich deswegen ist in vielen Kulturen die weiße Farbe die Trauerfarbe.

Auch wir kennen eine ganze Anzahl solcher Passage-Riten: bei Geburt, in der Pubertät (Konfirmation, Jugendweißen etc.), bei Trauung und Sterben, aber auch etwa die obligatorische Verabschiedungsfeier in den Ruhestand ist ein Übergangsritus, oft einer, bei dem ein Mythos erzählt wird...

Hans Schär, ein Schüler C.G.Jungs, hat sämtliche Stufen urtümlicher Pubertätsriten zusammengestellt (nicht immer und überall kommen sämtliche Züge vor, aber alle gehören in dieses Spektrum):

1. Pubertierende werden tabu erklärt,
2. sie werden von Müttern und Schwestern getrennt.
3. Sie werden schmerzhaften Prozeduren unterworfen, die die Ablösung erleichtern und die Rückkehr in die schöne kindliche Geborgenheit unmöglich machen sollen.
4. Sie müssen auf Gewohntes verzichten, auch auf Essen und Trinken.
5. Es erfolgt die "Einweihung in die Stammestradiation"; weise Männer erzählen ihnen die alten Mythen, die die Existenz des Stammes begründen.
6. Gelegentlich erfolgen jetzt rituelle Beerdigungen, verbunden mit handfester Wiedergeburtssymbolik.
7. Anschließend kommen die jungen Männer als scheinbar Unbekannte zurück. Die anderen Stammesmitglieder spielen das Spiel "Die sind ja gar nicht mehr wiederzuerkennen". Man kommt als ein anderer zurück. Die Kindheit ist auch der Wahrnehmung nach überwunden.
8. Danach besteht die Möglichkeit der Partnerinnenwahl.

Der Ritus: das Eintauchen in das Chaos mythischer Zeit und das Wiedergeborenwerden in die Ordnungsmuster, das Grenz- und Traumland zwischen Leben und Tod, Kind- und Erwachsensein. Und der

Mythos erklärt den Jungen, warum die Prozeduren zu erliden sind, warum die Austreibung zur Reife sein muß, der Weg zurück in die kindliche Geborgenheit versperrt ist. Warum er das Schicksal der Partnerwahl auf sich zu nehmen hat, warum und was er zu arbeiten hat: all dies und noch mehr erzählt der hier plazierte Stammesmythos dem jungen Mann.

Die Rolle der Arbeit ist in vielen Mythen ähnlich. In sumerischen und mesopotamischen Schöpfungsmythen wird der Mensch als eine Art Arbeitsmaschine zur Entlastung der Götter geschaffen; der Mensch soll die Arbeiten tun, für die sich die Götter zu gut sind. Die Götter schaffen sich zu ihrer Entlastung einen kleinen, einen künstlichen Gott. Er ist kein Gott, ist ihm aber ähnlich. Götter schaffen künstliche Götter, Menschen sind künstliche Götter, Menschen schaffen ihrerseits Handwerkszeug und Maschinen, in gewisser Weise verlängerte Menschen. Die "Roboter der Götter" schaffen sich Maschinen, die ihnen die Arbeit abnehmen. Menschen verstehen sich anfänglich weithin als belebte, eigens zur Arbeit geformte Natur, aus Lehm oder Ton modelliert oder wie in der griechischen Mythologie durch den göttlichen Bildhauer aus Marmor geschlagen. Schöpfung ist hier eine Art Töpferhandwerk, ist Bildnerei. Und der Mensch bildnert seinerseits, modelliert.

Später, viel später, wußte man: der Mensch ist so etwas wie ein mechanisches Uhrwerk, und Gott ist der große Uhrmacher. Bald wußte man es besser: der Mensch ist eher so etwas wie eine Wärmemaschine, ein thermodynamischer Apparatus. In der Gegenwart ist das mechanische Organismuskonzept ersetzt durch ein Modell, das den Menschen beschreibt als eine vielschichtige hierarchische Organisation, welche ihr Gleichgewicht dadurch aufrecht zu erhalten versucht, daß sie ununterbrochen mit ihrer Umwelt Materie, Energie und Information austauscht. Ein kybernetisches Modell. Die mythische Arbeitsmaschine Mensch definiert sich bis heute über das von ihr Geschaffene, über die Maschine, den künstlichen Menschen, der ganz entfernt ein künstlicher Gott ist, der durch Arbeit eine mythische Hypothek abträgt. Die kollektive Verbösheitung derer, die sich dieser Arbeiterrolle entziehen, hat eine sehr lange Tradition - ebenso der Therapierungsansatz durch Arbeit.

Peter Krieg versuchte den zunächst abstrus erscheinenden Gedanken zu beweisen, wonach Rituale, gerade auch die im engeren Sinne gottesdienstlichen, im Grunde sakrale Maschinen mit einem heilig-starren Programm sind, die die Sache mit Schuld und Sühne, Leben und Tod etc. relativ mechanisch abspielen. Am monchischen Ritual demonstrierte er: manche Mönchsgemeinschaften "funktionieren" in gewisser Weise wie Maschinen, tun tagtäglich zu denselben bestimmten Zeiten dieselben bestimmten Verrichtungen, beten zu denselben bestimmten Zeiten dieselben bestimmte Texte. Sie entsprechen, meint er, einem mythischen Programm.

Solches Leben gilt auch als Opfer - wie überhaupt in Mythen Arbeit im Opferzusammenhang stehen kann.

## **Geschichten gegen das Resignieren und die Angst**

Märchen scheinen vor allem Geschichten gegen das Ohnmachtsgefühl und gegen die Angst zu sein. Die Angst ist unser Teil von Anfang an. Kinder bringen bei Geburt einen erheblichen Angsthaushalt mit zur Welt: die Forschung hat sich in den letzten Jahren besonders intensiv mit den "mitgebrachten", mitgeborenen Kinderängsten vor Schmerz, plötzlichen Bewegungen, lauten Geräuschen befaßt. Tatsache ist: wir werden nicht nur in Ängsten, sondern auch schon mit Ängsten geboren. Es sind Ängste, von denen manche kleiner und vielleicht einmal ganz minimal werden, wenn wir unsere Welt erst besser kennen: wir wissen dann beispielsweise, woher die Geräusche kommen, die uns zuvor als diffuse Angstquellen traktierten. Aber zugleich gewinnen wir neue Ängste hinzu, je besser wir unsere Welt kennenlernen, und auch diese neu erworbenen Ängste haben ihre Geschichte, können sich auswachsen.

Zwei Wurzeln hat die kindliche Angst: eine biologisch-organische (es gibt eine biologische Bedrohungsangst, die mit Kleinheit und Abhängigkeit zu tun hat) und eine soziale (die mit Beziehungen zu tun hat, die sich beispielsweise in Trennungsangst äußert). Etwa vom 4. Jahr an kann ein Kind - aus einer Art Notwehr - Todeswünsche gegen andere richten, gegen "böse" Eltern oder Geschwister. Der Wunsch, einmal gedacht, bereitet selbst Angst: vor dem eigenen Fühlen. Kinder sind sich ja nicht sicher, ob Wünsche Wirklichkeit werden. Hier kehrt sich die tiefsitzende Angst - etwa davor, nicht mehr geliebt zu werden, verlassen zu werden - um und richtet sich gegen andere. In einem späteren Kindheitsstadium richten Kinder diesen Todeswunsch häufiger gegen sich selbst: aus Rache, zur Bestrafung der Eltern. Vom eigenen Empfinden her malen sich Kinder die Trauer, die Bestürzung der Eltern über den Kindstod aus.

Früh erlebt das Kind die soziale Ächtung der Angst und des Todes. Kinder, die Angst zeigen, werden ausgelacht. Zur Angst tritt die Angst vor dem Angsthaben - und die Beobachtung der Unsicherheit der Erwachsenenwelt im Erleben des Todes, im Angstaushalten.

Fritz Riemann hat die Grundformen der Angst gründlich untersucht und die Meinung vertreten, daß eigentlich jede Angst, auch jede noch so banale, ein kleines Geschwisterkind der tiefsten Angst, der Todesangst sei:

"Da sich die großen Ängste unseres Daseins, die so wichtig für unsere reife Entwicklung sind, nicht umgehen lassen, bezahlen wir den Versuch, vor ihnen auszuweichen, mit vielen kleinen, banalen Ängsten. Diese neurotischen Ängste können sich praktisch auf alles werfen, und sie sind letztlich nur aufzulösen, wenn wir die dahinterliegende eigentliche Angst erkannt haben und uns mit dieser auseinandersetzen. In der Verschiebung und Verharmlosung und gleichsam karikierenden Verzerrung der Daseinsängste erscheinen die neurotischen Ängste als unsinnig - sie quälen und belasten nur noch. Wir sollten sie indessen als Alarmzeichen verstehen, als Hinweis darauf, daß wir auf irgendeine Weise nicht 'richtig liegen', daß wir etwas vermeiden wollen, statt uns damit auseinanderzusetzen, etwas Wesentlicheres, das die verschobene Angst zudecken will. Die Begegnung mit den großen Ängsten ist ein Teilaspekt unseres reifenden Weiterschreitens; die Verschiebung auf jene stellvertretenden neurotischen Ängste hat nicht nur eine lähmende und hemmende Wirkung, sondern sie zieht uns auch von wesentlichen Aufgaben unseres Lebens ab, die zu unserem Menschsein gehören." Die Grundformen der Angst sind die Angst vor der Vergänglichkeit, vor der Endlichkeit, vor Ich-Verlust ("Denn jedes vertrauende Sich-Öffnen, jede Zuneigung und Liebe, kann uns gefährden, weil wir dann ungeschützt und verwundbarer sind, etwas von uns selbst aufgeben müssen, uns einem andern ein Stück ausliefern. Daher ist alle Angst vor der Hingabe verbunden mit der Angst vor einem möglichen Ich-Verlust") und ebenso vor Ich-Werdung ("Denn jede Individuation bedeutet ein Sich-Herausheben aus bergenden Gemeinsamkeiten. Je mehr wir selbst werden, um so einsamer werden wir...").

Die märchenfeindlichen Zeiten dieses Jahrhunderts haben offenbar vielen Kindern die anscheinend lebensnotwendigen Begegnungen und die Auseinandersetzungen mit dem, was **w i r k l i c h** bange macht, "erspart". Der Slogan "Kinder brauchen Märchen !" (so der programmatische Titel eines Buches von B.Bettelheim) wäre demzufolge die Quintessenz eines riskanten gesellschaftlichen Experiments der Emanzipation der Erziehung vom Märchen.

Zum Verständnis des Märchens ist vielleicht wichtig, an seine Wurzeln zu gehen. Es gibt Übergangsgattungen; W.Wundt nannte die Übergänge zwischen Mythen und Märchen "Mythenmärchen"; andere Forscher nannten sie "Urmärchen". Die Diskussion darüber, welche Gattung älter ist, Mythos oder Märchen, war eher beweisarm. Ein Mythenmärchen ist "Der Gute und der Böse"; es wird von nordamerikanischen Indianern erzählt.

zwängte sich der eine Knabe durch den Schoß der Mutter, der andere hingegen kroch aus ihrer Achselhöhle hervor, und die junge Frau starb.

Die Himmelsfrau war zornig über den Tod der Tochter und fragte die beiden Knaben, wer von ihnen den Tod der Mutter verschuldet habe. Der Böse klagte seinen Bruder, den Guten, an.

Die Himmelsfrau nahm den vermeintlichen Übeltäter und stieß ihn aus ihrem Reich in die Wildnis. Aber das Kind starb nicht, es wuchs rasch, schneller als andere Kinder, und war bald ein ausgewachsener junger Mann, der wanderte durch die Welt auf der Suche nach seinem Vater, bestand viele Abenteuer und hörte, daß er der Sohn des Westwinds sei.

Als er nun seinen Vater gefunden hatte, lehrte ihn dieser, wie man eine Hütte baut, wie man Feuer schlägt, wie man pflanzt und die verschiedenen Saaten pflegt, und er schenkte dem Sohn Kornsaat, Bohnensaar und Tabaksaat. Er warnte ihn auch vor dem Bösen, der in seiner Eifersucht versuchen werde, alles zu zerstören oder zu verderben, was der Gute schaffe, und erklärte ihm, daß in der Zukunft viel Kummer und Leid durch den Bösen in die Welt kommen werde.

Darauf schuf der Gute zuerst alle Flüsse mit einer zweifachen Strömung, bergauf und bergab, damit die Menschen sie ohne Anstrengung in beiden Richtungen befahren könnten. Der Böse aber verdarb dieses Werk, indem er Wasserfälle und Strudel in die Flüsse zauberte.

Der Gute ließ Früchte wachsen und schuf viele Arten von Tieren und Vögeln. Er erschuf auch die Fische in den Flüssen als Nahrung für die Menschen. Der Böse hexte den Fischen Gräten unter die Haut. Ersticken sollten die Menschen, wenn sie von den Fischen aßen.

Die Himmelsfrau hatte ihre Tochter in der Erde begraben. Sie trauerte. Viel Zorn und viel Haß war in ihrer Trauer. Nach einiger Zeit wuchs aus dem Kopf der Toten die Tabakpflanze, aus ihren Brüsten das Korn und der Mais, aus ihren Fingern die Bohnen und aus ihren Zehen die Kartoffel.

Während der Gute am Grab seiner Mutter saß und das Wachstum der Pflanzen bewachte, kochte die Himmelsfrau daheim eine Maissuppe. Sie hielt den Guten noch immer für den Mörder ihrer Tochter und sann zusammen mit dem Bösen darauf, wie sie den Enkel verderben könnte. Aber all ihre bösen Anschläge schlugen fehl. Da forderte die Himmelsfrau den Guten zu einem Spiel heraus. Wer dabei gewinne, so schlug sie vor, der solle über die Welt herrschen. Es war aber jenes Spiel, bei dem man aus einiger Entfernung Pfirsichkerne in eine Schale werfen muß.

Als der Tag des Wettkampfes herangekommen war, wollte die Himmelsfrau dem Guten ihre Schale und ihre Pfirsichkerne geben. Er aber wies diese Dinge zurück, denn er ahnte, daß sie von der Himmelsfrau verzaubert worden waren. Stattdessen rief er einen Schwarm Haubenmeisen herbei und benutzte die Hauben, die diese Vögel auf ihren kleinen Köpfen tragen, als Wurfsteine. Er erklärte den Vögeln, daß es bei diesem Spiel um die Macht über die Welt gehe, und so liehen sie ihm ihre Federn gern.

Der Gute hüllte also seine Wurfsteine in zarten Federflaum. So flogen sie sicher in die Schale, wie Vögel zu ihrem Nest fliegen, und es gelang ihm, das Spiel gegen die Himmelsfrau und den Bösen zu gewinnen. Noch heute spielen deshalb die Indianer am kürzesten Tag des Jahres, beim Fest des grünen Mais, das Große Pokerspiel mit den Pfirsichkernen, um sich daran zu erinnern, daß wenigstens einmal vor langer Zeit das Gute in der Welt den Sieg über das Böse davontrug.

Weil alles seine guten Gründe haben muß, deshalb wurden Geschichten wie diese erzählt. Wie alles wurde, wie Gut und Böse entstanden, daß sie aus einer Wurzel kommen, auf eine seltsame Art Geschwister sind, warum dieselbe Schöpfung dem Menschen als *b e r g e n d e* Natur begegnet - und warum als *z e r s t ö r e r i s c h e* Natur. Aber auch ein bestimmtes Stammesbrauchtum, Feste, Riten, ja Spiele werden mit solchen Geschichten begründet. Und solche Feste und solche Spiele werden nicht nur zur Unterhaltung gespielt, sondern sind ein Mitspielen im mythischen Drama.

Geschichten wie "Der Gute und der Böse" hatten die Elemente des Mythos, aber auch solche des Märchens. In den Märchen siegt nämlich immer der Gute, die Gute, das Gute. Das ist in Mythen selten und in Sagen fast nie der Fall: dort kommt es am Ende meist zu einem tragischen Scheitern des Helden, einem heldischen, grandiosen Scheitern zwar, meist durch Ränkespiel und Heimtücke verursacht; aber am Ende steht, wie in der germanischen Sage, Urd, das Schicksal, der Tod. Märchen sind die optimistischsten unter den alten Erzählgattungen. Märchenhaft an der Indianergeschichte ist beispielsweise, daß die Natur dem Guten zu Hilfe eilt: wie hier die kleinen Haubenmeisen oder wie die Täubchen bei Aschenputtel.

Ansonsten leben Mythen und Märchen von denselben Symbolen und Bildern, vielleicht - so E.Fromm - von Traum-Bildern. Wie in den Träumen und Wachträumen geht es in Märchen vor allem um die Erfüllung von Wünschen, Sieg über die Konkurrenten - sogar bis zur Vernichtung der Feinde. Das macht die Attraktivität der Märchen auch für Erwachsene aus: sie bringen zum Ausdruck, was normalerweise gar nicht erst ins Bewußtsein gehoben wird. Auch Wunscherfüllung im Traum verhüllt sich noch. Im Märchen tritt sie offen zutage, wird gewissermaßen gesellschaftsfähig. Für den Traum ist der innere Zensor wichtig, und es ist *m e i n* Traum, den mein innerer Zensor bearbeitet. Aber kein Traum eines einzelnen wäre wiederum so verallgemeinerungs- und durchsetzungsfähig, wie es Märchenmotive sind. Es sei denn, es gibt sie, die Archetypen, die wir gemeinsam träumen. Dann wären uns die symbolischen Bilder, in die die Wünsche verkleidet sind, gemeinsam. Aber Symbole sind nie ganz eindeutig.

Manche Symbole sind offensichtlich Ausdruck *u n s e r e r* Mehrdeutigkeit, Ausdruck der Nicht-Einhelligkeit unseres Wesens: beispielsweise das uralte Symbol der Schlange, das nicht nur in der biblischen Schöpfungstradition eine wichtige Rolle spielt, sondern in vielen ähnlichen Schöpfungsmythen. Dieses Tier ist ein gut gewähltes Symbol; es bewegt sich wie in Wellen; der Leib windet sich in diese und die andere Richtung. Da teilt sich ständig etwas und geht doch wieder ineinander über. Eine Bewegung, dieses Schlangeln, die uns unheimlich ist. Aber es ist nach der Überzeugung unserer Altvorden die Bewegung, die auch unsere Seele (mit-)macht. Das Gute und das Böse schlängelt sich vergleichbar in uns. Kraft ist gut und lebensnotwendig, bis sie Gewalt wird. Es kommt auf die Windung an. Eigeninteresse ist gut, bis es lieblos und rücksichtslos wird. Festigkeit ist gut, bis sie zur Erstarrung wird. Leidenschaft ist gut, bis sie die Besinnung verliert. Sendungsbewußtsein ist gut, bis es über Leichen geht. In jeder Tugend der Ansatz einer Sünde. Das Schlangensymbol besagt, daß Gut und Böse eine Wurzel haben. Mehr noch. Die Schlange ist auch ein altes Sexualsymbol, sie steht für Fruchtbarkeit. Aber auch für Tod. Viele, wenn nicht tendenziell alle Symbole sind so, sind in sich extrem gegensätzlich. Auch die Pfeile im Indianermärchen sind Sexual- und Todessymbole. Blut ist in Mythen und Märchen Lebens- und Todessymbol in einem, auch das Meer, aus dem das Leben steigt und in dem es auch versinkt. Oder auch, wie gesagt, die mütterliche Erde.

Diese Beobachtung deckt sich mit Feststellungen der Etymologen, die unseren Wörtern an die Wurzeln gehen. Gerade bei den existentiellen Wörtern findet sich die Eigenheit mythisch-märchenhafter Symbolik. "Muß" und "Muße" haben dieselbe Wortwurzel, "Maß" und "Masse", aber auch "Höhle", "Hölle", "Helle", "Hülle". Oder "Licht" und "Lüge". Oder "Stimme" und "stumm". Jean Gebser spekuliert in seinem voluminösen Werk "Ursprung und Gegenwart" ebenso begeistert wie zugleich entgeistert darüber, was es bedeuten könnte, daß etwa "Tat" und "tot" aus ein und derselben indogermanischen Wortwurzel kommen. Oder daß das lateinische deus (= Gott) oder das französische dieu auf das gleiche Sanskritwort "deva" zurückgehen wie das englische devil und das deutsche "Teufel"...

Viele Grundwörter unserer Sprache sind Sprachsymbole, Mythen sind Sprachhandlungen, Märchen ebenfalls. Allen ist Symbolambivalenz eigen. Das läßt unter anderem verstehen, warum eine "exakte" Mythen- und Märchendeutung nicht möglich ist. D a ß uns die Bilder und Symbole der Mythen und Märchen gerade auch in ihrer polaren Ganzheitlichkeit etwas bedeuten und in uns wirken, steht wohl außer Zweifel. Nur: sie können aus diesem Grunde verschiedenen Menschen unterschiedlich wahr werden. Das ist das Traum-, Märchen- und Mythenparadox. Deswegen kann das Lieblingsmärchen des einen Menschen einem anderen Menschen wahre Angst- und Entsetzensschauer über den Rücken jagen; eine Beobachtung, die sich die psychoanalytische Praxis zunutze macht. Hans Dieckmann und Verena Kast haben beobachtet, daß unsere Lieblings- und Angstmärchen über unsere zentralen Komplexkonstellationen Entscheidendes



aussagen. Schließlich liegt im Charakter des Symbols begründet, warum es so viele Ansätze der Märchendeutung gibt, untereinander zerstritten, aber jeder mit Erfolgen in der therapeutischen Anwendung.

Entwicklungspsychologische Forschung und Praxis sieht in Märchen primär Entwicklungs- und Reifungsprozesse vorgebildet; demnach helfen Märchen Kindern bei der Bewältigung von Entwicklungsschwierigkeiten. Nicht nur Kindern: sie sind lebenslanglich zur Nach-Reifung hilfreich.

Die Freud-Schule findet im Märchen das Muster der Wunsch-Traum-Erfüllung; sexual-symbolische Interpretationen dominieren, ödipale Konfliktdeutungen. Sie verbinden sich mit kulturgeschichtlich gestützten Spekulationen, beispielsweise dieser: das Märchen solle letztlich die heranwachsende Generation von der Wiederholung der mythischen Vaternötigung abhalten; das Interesse an Heilung statt Tötung des Vaters, des Königs mache Zusammenhang und Unterschied zum Mythos aus: der Mythos sei vom Sohn erschaffen, das Märchen vom zum Vater herangewachsenen Sohn.

Die Jung-Schule hebt ebenfalls die Bedeutung von Entwicklungsvorgängen hervor, jedoch nicht nur solcher der Pubertät, sondern der Lebensmitte: "Der bisher stark nach außen gewandte Mensch tritt den Weg nach innen an. In der Reife finden Bewußtsein und Unbewußtes eine neue Verbindung, die Beziehungen zur äußeren und inneren Welt kommen zum Einklang." Die Innen-Außen-Symbiose stützt die Königsweg-Theorie: Märchen bilden demnach den Weg des Bewußtseins zur Schau des eigenen Unterbewußtseins ab.

Völkerkundlich orientierte Forschung setzt Märchen in Beziehung zu Jahreszeiten- und Initiationsriten u.ä., sieht Bezüge zu Magie und Kannibalismus. Viele Völkerkundler halten Märchen für Begleiterzählungen bei Totenritualen, Totenbeschwörungen und bei Heilungszeremonien. "Im Totenglauben und Totenritus ist alles basiert" (Naumann). Hier dominiert ein mythisch-ritualistisches Märchenbedeutungs- und -funktionsverständnis. So sieht z.B. E.Drewermann die Frau Holle vor dem Hintergrund der alten Sonnen- und Mond-Mythologie. Esoterische Märchendeutung, also etwa die der Steiner-Schule, sieht Märchen als "Einweihungen in das Reich des Geistes". Demnach wären Märchen eine Art vorzeitlichen Religionsunterrichts.

Einig sind sich die meisten Deutungsrichtungen darin, daß Märchen eine grundsätzlich ermutigende Intention haben. Denn Märchen beginnen allesamt mit ungeheuer schweren, eigentlich unlöslichen Aufgaben für die meist kleinen, schwachen Märchenhelden und -heldinnen: da soll Stroh in Gold gesponnen werden; wenn es nicht "funktioniert", dann soll die Müllerstochter getötet werden. Da werden Brüder verzaubert, und das kleine Schwesterchen macht sich auf den eigentlich unmöglichen Weg durch tausend Gefahren, um die Brüder zu erlösen. Kinder werden ausgesetzt. Eine Prinzessin wird an den Drachen ausgeliefert. Da muß einer für den sterbenden König das Wasser des Lebens holen - und weiß gar nicht, von wo.

Alle einschlägigen Märchen beginnen mit Angst der kleinen Märchenhelden (und um sie): mit der Angst vor der grenzenlosen Überforderung angesichts einer riesengroßen Herausforderung oder Gefahr. Diejenigen, die mit Märchen therapeutisch arbeiten, glauben, daß Märchen schon von ihrem Ansatz her der Versuch einer Hilfe sind, mit dem Bedrohlichen, dem Bösen, der Angst, dem völlig Überfordernden umzugehen. Für die Märchenhelden, mit denen sich Kinder (und nicht nur sie) identifizieren, sind Bedrohliches und Überforderndes Anstoß und Antrieb, das Äußerste zu wagen, gerade nicht zu resignieren, nicht in der lähmenden Angst steckenzubleiben. Der Angstdruck im Märchen wird zum schöpferischen Stimulans, macht Kindern im Grunde nicht angst. Das Märchen handelt vielmehr davon, daß man auch als kleiner, schwacher Mensch dem, was Leiden schafft, nicht hoffnungslos ausgeliefert ist. Die Angst wird im Märchen zunehmend, progressiv, schrittweise, prozeßhaft umgewandelt in einen vitalen Antrieb. Mit der Metamorphose der Angst geht häufig die des Helden oder der Heldin einher. Und wenn man durch die Angst hindurchgegangen ist und so mit ihr fertig geworden ist - nicht, indem man sie verdrängt, ihr auswich, sondern sich ihr stellte - , dann wird man dafür belohnt. Ebenso kraß belohnt, wie zuvor die Drohung kraß war. Keine Märchenhelden und -heldinnen bleiben in der Angst stecken. Alle wachsen sie über sie hinaus.

"Du kannst das Bedrohliche meistern !" ist der Tenor: sei es ein ödipaler Konflikt, sei es ein Geltungskonflikt mit Geschwistern, sei es Mißgunst, sei es, weil Eltern ihr Kind als unfähig ansehen, sei es, weil sie es überfordern. "Du kannst das Bedrohliche meistern !": mit Gottes Hilfe, der Hilfe guter Mächte und richtiger Eingebungen, mit der Hilfe eines guten Menschen oder eines klugen Tieres. Wenn die Märchenheldinnen und -helden beginnen, nicht nur passive Opfer zu bleiben, sondern selbst handeln, gegen das Bedrohliche angehen, dann schlägt die Handlung um: wenn die Gretel initiativ wird, wenn die junge Königin dem Rumpelstilz nachspürt.

Bettelheim: "Im Alter von vier Jahren bis zur Pubertät braucht das Kind nichts so dringend wie symbolische Bilder, die ihm zusichern, daß es eine positive Lösung für seine (ödipalen) Probleme gibt - auch wenn es das nur schwer glauben kann -, falls es sich langsam selbst daraus befreit. Die Versicherung des glücklichen Ausgangs muß aber zuerst kommen; nur dann wird das Kind den Mut haben, sich zuversichtlich abzumühen, um sich aus der ödipalen Notlage zu lösen."

Der Ursprung hier: das vorweggenommene gute Ende. Das Ursprüngliche des Mythos und des Märchens ist das allgemeine und das persönliche Versprechen: "Es hat alles seinen Sinn zwischen Chaos und Ordnung, zwischen Wildnis und Zivilisation !" und "Es geht gut aus mit dir !" Diese Zuversichten kann man sich

zusprechen, sich zusagen lassen, erbitten, erfeiern, sogar erspielen und ertanzen. Das Angebot gleicht dem mythischen Quellerlebnis.

\*\*\*

## DAS SYMBOL EHE

Ohne die Ursprünge zu verstehen, scheitern wir ohnmächtig am Verstehen der Gegenwart. Verschmelzungstrieb und sexueller Bemächtigungs- und Verschlingungsdrang schufen sich einst martialische Formen der Partnerbemächtigung: Ehe kam einst zustande durch Raub, Kauf und Tausch.

Am Anfang der heute nachvollziehbaren Ehegeschichte steht Gewalt, primär männliche, väterliche, die erst allmählich kulturell gemildert wurde. Religion hat ihren Anteil an der Legitimation dieser Gewalt wie an ihrer Milderung, an der Umformung der Bemächtigungsmittel in Symbolisierungen.

Die Eheringe beispielsweise stammen aus der Zeit der Kaufehe. Der Kaufvertrag wurde mit einem Geschenk besiegelt. In alten Zeiten - in Israel, bei den Griechen, Römern, Germanen - war der Ring ein weitverbreitetes Geschenk beim Frauenkauf, und zwar für den Brautvater. Bei den Germanen wurde der Ring dem jeweiligen Überbringer und Verkäufer der Braut übergeben: häufig Brüder und Vormünder der Mädchen. Im 12. Jahrhundert - erst im 12. Jahrhundert ! - hörte unter kirchlichem Einfluß der Brautkauf weitgehend auf. Die Ringe wurden fortan unter den Verlobten ausgetauscht: als Symbol **g e g e n s e i t i g e r** Bemächtigung. Ein symbolischer Schritt auch zur Menschwerdung der Frau in diesen Breiten !

Ein gewichtiges Frauenerwerbsmittel war auch, die Arbeitskraft für eine Zeit dem Schwiegervater zur Verfügung zu stellen. Im Alten Testament stehen spannende Veranschaulichungen. Die Ehe, ihre Grundformen, Frühformen, sind aller Kultur voraus, und wo sie faßbar sind, begegnen sie unter der Vormundschaft der Familie. Die Ehe hat familiäre Zwecke; sie, die Familie, soll erhalten werden. Deswegen arrangiert die Familie die Ehen ihrer Mitglieder. Eheschließung ist weitgehend ein Handel zwischen Familien, möglichst adäquaten Familien.

Die Sicherung der Nachkommenschaft muß mit allen Mitteln erreicht werden. Deswegen sind die ertümlichen Ehe-Intentionen bei fast allen Völkern gleich, aber die Formen sind vielgestaltig; die Formen existieren, solange sie gebraucht werden, um das Ziel "Nachkommenschaft" - vor allem männliche ! - zu erreichen.

Die alten Kulturen haben diesbezüglich einen erklecklichen Artenreichtum, auch das alte Israel. Die Mehrehe ist für lange Zeit das wohl probateste Mittel, um Nachkommenschaft zu sichern. Den Ärmeren im Lande bleibt vornehmlich die leichtgemachte Scheidung: der Scheidungsgrund Unfruchtbarkeit war sicher lange Zeit häufiger als zum Beispiel der Ehebruch. Die Leviratsehe, bei der man einem verstorbenen Verwandten noch Nachkommen verschaffen mußte, war häufig im Alten Orient und wurde auch in Israel praktiziert - wenn auch nicht so gern. Bemerkenswert auch das aus den Jakobsgeschichten bekannte Verfahren, wonach die persönliche Sklavin der unfruchtbaren Ehefrau stellvertretend für sie den Familiennachwuchs sichert.

Zunächst noch eher zaghaft setzen sich auf die reichlich naturistischen Elemente kulturistische auf: Rechtmäßigkeit und Dauer wurden unumstößliche Ehekriterien; der Schutz der Frau gegen männliche Willkür fand Eingang in das priesterliche Repertoire; auch beim Ehebruchsvorwurf gegen die Ehefrau - eine beliebte Gattinnen-Entledigungspraxis - galt dann: "Sündigt Mensch gegen Mensch, so vermittelt Gott" (1.Samuel 2,25). Wehe denen, die vor der Kultgemeinde der Verleumdung überführt wurden !

Die naturistischen Ehebegründungen - Nachwuchserzeugung vor allem - erhielten eine symbolische Qualität zusammen mit einem metaphysischen Überbau, und dies veränderte die Beziehungsqualität der Ehe. Die Ehe bekam eine Funktion im Rahmen der göttlichen Verheißung. Kinder waren sozusagen die Garanten für die Kontinuität des göttlichen Segens und waren insofern selber ein Segen. Vereinzelt taucht das zarte Pflänzchen einer Liebeskultur auf - entgegen der übermächtigen patriarchalischen Normierung, in der die Ehe und die Liebe nicht unbedingt zusammenkommen mußten. Die schönste "Grammatik der Liebesrede" (H.Timm) finden wir im Hohenlied: "Mein Geliebter ist mein, und ich bin sein" heißt es dort unter anderem (2,16), und hier ist die uralte Besitzbegrifflichkeit überkreuz gesetzt; nicht mehr einer besitzt den andern, sondern beide gehören einander, beide sind voneinander besessen. Andere Überkreuz-Sätze leuchten von weitem: das "Lieben wie dich selbst", auch das alte Erkennungswort "Das ist ja Fleisch von meinem Fleisch !" blitzt hier auf und rückt die Liebesbeziehung in den Schöpfungszusammenhang.

Die Freiheit, sich aneinander zu verschenken und dabei seine Freiheit aneinander zu verlieren, weil Sichverlieben auch ein Sichverlieren ist: **d a s** ist eine Freiheitsberaubung, die um Welten geschieden ist von den alten Raubformen der Ehe.

In der Blütezeit Israels gibt es eine ausgeprägte Ehemoral, in der der Bundesgedanke mit dem sexuellen Ungestüm konkurriert: "...daß du nicht geratest an die Frau eines andern, an eine Fremde, die glatte Worte gibt und verläßt den Gefährten ihrer Jugend und vergißt den Bund ihres Gottes" (Sprüche 2,17). Israel mag

die Ehe verrechtlicht, vergesetzlicht haben: in der ehelichen Beziehung geht es gleichwohl um viel mehr, als Eherecht und Ehemoral vorschreiben.

Die Ehe hat also eine Geschichte in den biblischen Geschichten. Die Jesus-Tradition überliefert, er habe das alte jüdische Ehebruchsverbot erheblich verschärft, und zwar insofern, als er das Begehren nicht anders bewertet als das Tun, als die Ausführung (Markus 10,11 ff.). Es macht keinen Unterschied, ob die Ehe tatsächlich oder gedanklich gebrochen wird. Zum andern bewertet er den Ehebruch von Mann und Frau völlig gleich - was so zuvor nicht galt. Zudem hebt er die Tora-Tradition, die die Scheidung erlaubt (Deuteronomium 24,1), konsequent auf (Markus 10,2 ff. par.). Das Revolutionäre an Jesu Lehre: Kinderlosigkeit ist kein Scheidungsgrund mehr; Fortpflanzung ist demnach nicht mehr die eigentliche Begründung der Ehe; die Gemeinschaft von Mann und Frau hat Sinn in sich. Neu ist an dieser Lehre schließlich die Gleichstellung von Ehescheidung und Ehebruch und beider Bewertung als Sünde. Der Fortschritt gegenüber jüdischen und allgemein-antiken Anschauungen bestand darin: der Mann, der seine Frau entläßt (auch nach allen Regeln des Scheidungsrechts), wird verantwortlich gemacht für die Zukunft seiner Frau, vor allem für deren weitere Verstrickung in Ehebruch und Sünde. Die Ehe dauert als Verantwortungsgemeinschaft fort.

Mit den vergleichsweise einfachen, klaren Prinzipien dieser neuen Lehre - 1. die Ehe gilt lebenslänglich, 2. Scheidung ist Sünde, 3. auch Wiedervermählung ist, solange der frühere Partner noch lebt, Ehebruch und damit Sünde - konnten die Eliten der römischen und hellenistischen Gesellschaften nichts anfangen; dort fanden sie auch kaum Anklang. Anders bei den einfachen und armen Leuten, vor allem bei den Frauen: christliches Eheverständnis bewirkte eine ungleich stärkere soziale Sicherheit als in allen anderen damaligen Rechts- und Sozialsystemen.

Paulus, der erste eigentliche christliche Theologe, laviert. Teils bringt er die alte Ordnung wieder in Geltung, wonach der Mann das Haupt des Weibes sei, teils hat er das schöne Überkreuzmuster: "Seid einander untertan in der Furcht Christi" (z.B. Epheser 5,21).

Zur Kirche ! Nach den Worten eines kritischen Historikers "hat sich (die Kirche) der Ehe so vorsichtig genähert wie einer tickenden Höllenmaschine" (W.Ronner). Die Ehe brauchte nicht von einem Geistlichen eingesegnet zu werden bis ins 12. Jahrhundert hinein - nach Augustin erhalten Verheiratete ohnehin schlechtere Plätze im Himmel; am besten wäre seines Erachtens, wenn die Kinder "mit der Hand gesät" würden "wie das Korn".

So mancher Kirchenlehrer war offensichtlich von erheblicher Geschlechtsfurcht geplagt, und daß sich asketische Kreise, vor allem Mönche, gegen den verheirateten römischen Klerus vom 11. Jahrhundert an durchzusetzen begannen und schließlich den Zölibat erzwangen, erpreßten, war schon eine erhebliche Diskriminierung der Ehe. Eine weitere und zusätzliche. Hatte die offizielle Theologie die Ehe überwiegend als Zugeständnis Gottes an die menschliche Schwäche definiert und eheliche Liebe nur zum Zwecke der Kindererzeugung zugelassen, so waren zwischenzeitlich noch radikalere sexualfeindliche Ketzertheologien entstanden: bei Waldensern, Albigernern, Katharern. Die sog. Vollkommenen aus diesen Gruppierungen propagierten aggressiv die Ehelosigkeit - und fanden massenhaft Zulauf, vor allem in Südfrankreich; sie schafften die Institution für sich ab, die bereits von der Kirche mit der Zölibatsforderung für die geweihten Gottesmänner abgewertet worden war. In dieser Auseinandersetzung mit den gefährlich anwachsenden Gruppen mußte die Ehe wieder zu etwas Geistlich-Wichtigem werden, der Gedanke der Sakramentalisierung der Eheschließung kam auf. Auf dem Vierten Laterankonzil 1215 erklärte Innozenz III, daß es nicht nur die Jungfrauen und die enthaltsamen Männer verdienen, in die ewige Seligkeit einzugehen, sondern auch die **r e c h t g l ä u b i g e n** Verheirateten, die wegen ihrer Ehrenhaftigkeit Gott gefielen. Das Konzil von Trient gibt eine bindende Vorschrift für die kirchliche Eheschließung, und auf dem Konzil zu Florenz wird dann die Ehe zum ersten Mal ausführlich als siebtes Sakrament behandelt...

Spätromische Elemente des Vertragsrechts wurden mit neuer Theologie kombiniert; dieses römische Recht begründete auf seine Weise die Überindividualität der Institution, die Unverfügbarkeit der Ehe auch durch die Ehepartner. Die Ehe fortan: im Himmel und auf Erden bindend.

Die Reformation brach zum einen mit dem asketischen Gedanken. Die Eheschließung des Augustinermönchs mit der Nonne war eine neuerliche Symbolisierung von erheblicher Breitenwirkung. Dazu W.Schubart: "Luther gab der Frau die Mutterwürde zurück und schuf das protestantische Familienideal, indem er das bürgerliche Haus nicht nur zu einer Stätte der Kindererzeugung, sondern auch der Kindererziehung, der Führung junger Seelen im christlichen Glauben machte". Zum andern setzte Luther sicher die Säkularisierung der Ehe in Gang, die Loslösung der Geschlechterliebe vom metaphysischen Hintergrund: "Du bist Gott nichts schuldig als glauben und bekennen. In allen anderen Sachen gibt er dich los und frei... Gott läge nichts daran, daß der Mann das Weib ließe. Denn was hat er davon, daß du solches tust oder lässest? Wider Gott kann man hierin nicht sündigen, sondern wider den Nächsten".

Die Ehe, "ein äußerlich weltlich Ding", deshalb grundsätzlich weltlich zu ordnen; zugleich aber auch ein geistlicher Stand und Beruf der Bewährung des Kreuzes und der Liebe. Faktisch brachte dieses Eheverständnis eine Wiederverstärkung der patriarchalischen Autorität mit sich, "aber auch eine neue normative Eigenständigkeit der Ehe und Beachtung ihrer emotionalen Gehalte" (H.Ringeling).

Vor allem die Romantik mit ihrer Vorstellung von der erotisch-harmonischen Ergänzung von Mann und Frau, mit der Organismusidee von der Ehe, herrührend von der uralten Polaritätsidee der Geschlechter, hat das

theologische Nachdenken im 20. Jahrhundert beeinflusst. Sehr wirkungsvoll war etwa Theodor Bovet mit seiner Theorie von der quasi-sakramentalen "Dualunion": er betonte die Integration von Sexualität und Persönlichkeit, hob ab auf die Wiedergewinnung eines Sensoriums für die Ganzheit der personalen Beziehung; Partnerschaft statt Patriarchalismus sollte gelten.

Der große Karl Barth sieht zwei Gefährdungen des neuzeitlichen Eheverständnisses: den romantischen Harmoniegedanken (von dem er mit Recht annahm, daß er die Ehe und die Erwartungen an sie auf Dauer überfordern würde) und den rationalistischen Individualismus (der die Privatisierung der Ehe längst eingeläutet hatte). Beidem setzte er den alten Bundesgedanken entgegen, freilich nurmehr theologisch-binnenkirchlich wirkungsvoll: faktisch ist das Eheverständnis mehr und mehr in den spannungsreichen Erwartungshorizont aus Harmonie- und Selbstverwirklichungsgedanken geraten. Irgendwie zu spät kam das theologische Nachdenken über den positiv-institutionellen Charakter der Ehe; Emil Brunner, Helmut Thielicke und andere schätzten - zu Recht - die Ehe als Grund- und Schutzordnung für die ansonsten freischwebende personale Beziehung. Bonhoeffer sagte in seiner Traupredigt im Mai 1943: "Nicht eure Liebe trägt die Ehe, sondern von nun an trägt die Ehe eure Liebe". Theologen beider Kirchen, etwa F. Böckle und H. Ringeling, begründen die Anerkennung einer verantwortlichen Eheführung durch die Ehepartner auf der Basis einer Treuebindung, die wiederum ein spezifisch menschlicher Verfügungsakt ist, eine "Selbsttranszendenz in Freiheit". Mit diesem Modell hat sich die Theologie grundsätzlich auch Alternativen zur christlichen Kulturform der Ehe geöffnet.

Was zur Zeit im Gange ist, hat grundsätzliche Bedeutung: die Loslösung der Ehe aus der Vormundschaft der Familie. Die bewußt kinderlose Ehe ist eben a u c h eine Verweigerung gegenüber der Familie. Zugleich sind die nicht-eigentlich-familiären Phasen der Ehe viel länger als früher: am Anfang einer Ehe ist meist eine ziemlich lange kinderlose Zeit, und - von wegen höherer Lebenserwartung - am Ende der Ehe auch. Viele Ehepaare haben sich - nach Erfüllung ihrer "familiären Pflichten" - noch fünfzehn, zwanzig Jahre lang wieder ganz für sich. Die Ehekrisen im Alter häufen sich.

Der tragfähigen Gattenliebe kommt in unserer Zeit tatsächlich existentielle Bedeutung zu.

Die "seelsorgerlichen" Aufgaben sind gestellt. Viele Menschen bedürfen neu der Symbolisierung, der Versprachlichung ihrer Liebe, von der heute mehr abhängt als früher, die aber der Sprach- und Ausdrucksform bedarf: Formen, die viele vergessen oder verloren haben; gerade im Lebenstragenden gibt es große Sprachlosigkeit und wachsende Ausdrucksarmut - in allen Schichten. Die popularisierte Sexualwissenschaft hat a u c h Verwüstung angerichtet, indem sie den Zauber der Liebe entmythologisierte. Und nun steht der aufgeklärte Mensch oft ratlos vor der Situation, die Hermann Timm so beschreibt: "Zwar zählt die freie Partnerwahl zu den großen Errungenschaften der nachromantischen Neuzeit, die idealtypische Liebe aber wird weiterhin als Schicksal erlitten, das einen - gewollt oder ungewollt - übermächtig".

Erinnert sei an die alte Grammatik der Liebesrede mit ihrer überkreuzten Logik. Mit dieser Grammatik vermittelt sich auch, daß Gott Liebe ist - vielleicht die einzige überzeugende Weise, in der viele heute an die Gotteserfahrung herangeführt werden können.

Der Ehe bleiben, auch heute, viele wichtige Aufgaben und Möglichkeiten und muß entsprechende Ausdrucksformen, Symbolisierungen, gestalten:

sie ist der Ort, an dem die Beteiligung des Menschen am göttlichen Schöpfungs- und Erhaltungswerk in besonderer Weise erfahrbar werden kann;

wo erlernt werden kann, wie Konflikte und Aggressionen ausgetragen und aufgelöst werden können, ohne einander zu zerstören;

wo Vergebung eingeübt werden kann;

wo Geben und Nehmen, Gelten und angstfreies Gelten-Lassen erprobt werden und Menschen miteinander und aneinander reifen;

wo sich Individualität und Gemeinschaftsfähigkeit, ja "Gesellschaftsfähigkeit", miteinander entwickeln können;

wo in Intimität und Nähe und Liebe Lebenssinn fundiert wird;

wo am Ende auch das Einander-Lassen und -Loslassen geübt wird.

\*\*\*

## PROFESSION HELFEN

"Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat" (Psalm 121,2). Gott ist der Helfer gegen Feinde, gegen Niedergeschlagenheit, gegen körperliche Beschwerden, Unfruchtbarkeit, gegen Mißernte, Verarmung. Gott rettet, richtet auf, tröstet, hilft, heilt, verbindet, überwindet, macht frei...

Göttliche Helfer und Helferinnen sind seit Jahrtausenden das Gegenüber menschlicher Gebete und Opfer. Der hilfebedürftige, hilfeschuchende Mensch und die hilfegebende Macht oder Gottheit stehen am Anfang jeder menschheitlichen oder persönlichen Religionsgeschichte.

Das läßt sich aus Sicht der Religionswissenschaften so sagen, auch wenn sie sich noch nicht einig werden konnten über die "Genese der Götter". Eine Forschungsrichtung glaubt, die Entwicklung sei ausgegangen von einem Zustand, in dem die Menschen das sie Umgebende sowohl als bergend als auch als bedrohlich erfahren haben und diese Mächte beseelt haben und damit ansprechbar und bis zu einem gewissen Grade beeinflussbar gemacht: die Animismus- bzw. Dynamismus-Theorie; diese Entwicklung habe sich fortgesetzt bis hin zum Gottesglauben, der diese ambivalente Erfahrung des Bergenden und Bedrohlichen nun in einer Gestalt festmachte. Deswegen muß man etwas tun, um die positive, helfende Seite der Gottheit zu mobilisieren: beten und opfern, für die Gottheit "etwas tun", ein gottwohlgefälliges Leben führen.

Die religionswissenschaftliche Dekadenztheorie geht von einem ursprünglichen strukturellen Ein-Gott-Glauben aus, der sich dann zerfasert habe in viele Gestalten, insbesondere auch unter dem Aspekt der Hilfe: Jagdgötter und -göttinnen halfen bei der Jagd, Fruchtbarkeits- und Vegetationsgottheiten bei der Fortpflanzung, der Ernte usw., Kriegsgötter und -göttinnen in den endlosen Kämpfen der Menschheit. Die alte Götterwelt war teilweise hochprofessionalisiert und -spezialisiert !

"Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat." Der helfende Gott hat viele Attribute, die die Fähigkeit zum Helfen begründen. Der helfende Gott hat die Macht zu erschaffen, zu herrschen, zu richten. Die alten Sinn-Bilder vom Helfen sind immer auch Bilder von der Herrschaft. Im Grunde erfahre ich Hilfe im kosmischen Zusammenhang, von einer kosmischen Urmacht.

Carl Rogers schreibt im Vorwort seines Buches "Client Centered Therapy": "Es (= das Buch) handelt...von dem Klienten und mir, wie wir mit Verwunderung die starken ordnenden Kräfte erleben, die in diesem ganzen Vorgang sichtbar sind, Kräfte, die tief zu wurzeln scheinen im Universum... Es handelt...vom Leben, wie es sich im therapeutischen Prozeß offenbart mit seiner blinden Gewalt und seiner furchtbaren Zerstörungskraft, die doch mehr als aufgewogen wird durch seine strukturierende Kraft, wo immer ihm Gelegenheit zur Entwicklung gegeben ist." Religionsanaloge Sinnbilder zuhauf in diesem zeitgenössischen Buch, das einen "neuen" Hilfeansatz begründete !

Im Helfen geht es um Macht und um Machtfragen. Das demonstriert besonders anschaulich die alte Hilfeform des Exorzismus. Man kann ihn, zusammen mit der späteren Kirchenzucht, als eine der Wurzeln der modernen Beratungsarbeit ansehen. Der Exorzismus ist ein Macht-Kampf, er entspricht der Logik der homöopathischen Magie: Gleiches mit grundsätzlich Gleichem bekämpfen. Macht um Gegenmacht ! Der Kranke, der Hilfebedürftige, ist ein Kampfplatz. Der Exorzist hat von Zeit zu Zeit oder auf Dauer die besseren Machtworte und vertreibt die Mächte, die Herrschaft über einen Menschen gewonnen hatten, von denen dieser "besessen" ist. Das klärt auch in der Öffentlichkeit die Machtverhältnisse; deswegen wohl arbeiteten die ersten christlichen Missionare noch mit dem Exorzismus.

Unbestreitbar, daß die Machtfrage auch heute zum Sinnbild des Helfens gehört - keineswegs nur im kritischen Sinn: von wegen Herrschaft unter dem Deckmantel der Liebe und Fürsorge. Das alte Modell der heilenden Kraftübertragung schimmert etwa bei Dietrich von Oppen noch durch, in positiver Adaption: er schreibt, z.B. die Sozialarbeit müsse wissen, daß in ihrem Vollzug "a u c h Macht ausgeübt (wird). Aber jetzt ist es Macht, die beim Gegenüber Macht weckt und bildet: Macht zur Bewältigung des eigenen Lebens überhaupt und jetzt und hier zur Bewältigung der anstehenden Krise... Die Zielsetzung des Bundessozialhilfegesetzes bringt genau dies zum Ausdruck. Man kann das neue soziale Handeln gerade als Macht weckendes Handeln bezeichnen..."

Der alte Magier (auch der israelitische Nabi, z.B. Elisa) und die Zauberer und Zauberinnen beherrschten sowohl den Heil- als auch den Schadenzauber. Sie konnten helfen und schädigen, heilen und töten. Diese soziale Magie hatte größte Bedeutung über Jahrtausende - wie die hilfeschuchenden Menschen überhaupt ihre Zuflucht bei durchaus zwielichtigen Mächten und Göttern suchen konnten. Die Feststellung, daß etwas oder jemand hilft, besagt noch nichts ethisch Unzweideutiges. Mafiotische Systeme sind unter dem Aspekt des gegenseitigen Beistands vorbildlich. Auch die Bösen tun ihren Kindern Gutes, sagt Jesus (Matthäus 7,11). Um Helfen eindeutig zu machen, muß eine Qualität, eine Qualifikation, hinzutreten, eine Sinnggebung, die nicht nur persönlich tragfähig, sondern auch "gesellschaftsfähig" sein muß. Dieses Problem tauchte zum Beispiel in der Diskussion um eine wertneutrale oder wertorientierte Sozialarbeit in den letzten Jahren auf.

Die helfenden Götter haben ihre Agenten, und es gibt Stellvertretung. Die Priester verwalten die Dankbarkeit, ritualisieren die Dankopfer und bewirken Hilfe durch Opfer. Opfer sind Mittel zur Hilfe und Reaktion auf Hilfe. Priesterliche Funktion wird Teil des Hilfesystems. Nach urchristlicher Vorstellung, im Hebräerbrief entfaltet, bringt sich der vollkommene Hohepriester schließlich selbst zum Opfer dar. Das Eigenopfer besteht in Selbstentäußerung.

Helfer sind für Hilfebedürftige, wenn nicht ausgesprochenermaßen in göttlicher, so doch häufig in priesterlicher Funktion. Nicht wenige Helfer hatten (und haben) nicht so sehr Klienten, sondern eher Verehrer und Gläubige um sich geschart, bilden schamanenartige Züge aus, sammeln Jünger und Jüngerinnen.

Und manche Helfer entäußern sich, opfern sich auf. Für dieses Phänomen haben wir zwei Theorien: den "hilflosen Helfer" (Wolfgang Schmidbauer) mit seinem allzu großen Über-Ich mit den allzu großen altruistischen Idealen - und daneben die lerntheoretische Ausbrennungstheorie: Ausgebranntsein als depressive Reaktion auf den Mangel an positiver Verstärkung, und um selbigen Mangel auszugleichen, um Anerkennung, sozusagen Magie-analog, herbeizuzwingen, gebe ich als Helfer immer mehr, gehe über meine Kraft, grenze mich immer weniger vom Klienten oder Patienten ab.

Das sind rationale Erklärungen für irrationale Phänomene, für Sinnbilder vom Helfen, die neuerdings in aller Vorsicht auch wieder positiv aufgegriffen werden: Helfen ist halt auch ein Akt von Souveränität, von bewußter Dysfunktionalität, eigentlich auch gegen meine sogenannten Interessen, in gewisser Weise gegen meine Natur, gegen sozialdarwinistische Einflüsterungen: ich helfe nicht nur, wenn es mir nützt - oder dem Egoismus meiner Gene dient. Die allzu naheliegende Alternative besteht wohl häufig darin: den Hilfebedürftigen zum Opfer zu machen (nach Balint machen Helfer Hilfebedürftige überwiegend zu Opfern, Kindern oder Idolen).

Viele Details der alten Sinnbilder sind in höchstem Maße interessant; z.B. die Beobachtung, daß es im Alten Testament immer wieder heißt: Gott, e i l e zu meiner Hilfe ! Eile, mir zu helfen ! (z.B. Psalm 22,19; 38,22; 40,15; 70,1.12). Hilfe wird schnell erbeten. Das Zeitelement gehört zum alten Hilfe-Sinnbild. Nach Niklas Luhmann ist Helfen der "zeitliche Ausgleich von Bedürfnissen und Kapazitäten"; die Entwicklung des Helfens sei durch die Jahrtausende hindurch mit der Tendenz verlaufen, Bedürfnisse immer stärker "wartefähig" zu halten. In modernen Sozialsystemen mit ihrer Sozialarbeit gäbe es demnach eine besondere Form der institutionalisierten "Dehnbarkeit" von Hilfebedürfnissen.

Das Christentum hat viele ältere Sinnbilder adaptiert und zum Teil transformiert. Wir leben in dieser Tradition. Einige typische Einwirkungen der christlichen Wirkungsgeschichte auf das Hilfeverständnis seien erinnert.

Aus Matthäus 25 klingt pointiert: "...das habt ihr mir getan !" Aus dem Antlitz des notleidenden Menschen sieht mich der leidende Christus an. Die Hungrigen speisen und tränken, die Nackten kleiden, die Einsamen und Gefangenen besuchen: derlei ist nicht nur menschendienlich, sondern auch Gottes-Dienst. Im theologischen Diakonie-Begriff kommt beides zusammen. Im Helfen geschieht etwas zentral Religiöses. Helfen ist ein Handeln wie an Christus, wie für Christus. Von der heiligen Elisabeth, der frommen Hospizgründerin, ist der Satz überliefert: "Wie gut ist es für uns, daß wir unseren Herrn so baden und kleiden können !" Die Mönche behandelten einstmals die zerstörtesten menschlichen Ruinen mit der größten Ehrerbietung, deren sie fähig waren, küßten ihre faulenden Wunden, die für sie etwas mit den Wunden zu tun hatten, die die Welt Christus geschlagen hatte. Hilfe kommt in die Nähe des Sinnbildes Wiedergutmachung, Versöhnung. Ich versöhne mich mit Gott über meinen Mitmenschen. Und die Leiden Jesu werden an den Ärmsten der Armen gleichsam wiedergutmacht. Das ist nicht so sehr die Kompensation schlechten Gewissens, sondern einer menschheitlichen Schuld. Frühes Christentum begleicht diese Schuld in vielen Teilhandlungen an vielen Armen und Elenden. Der arme und elende Mensch ist - wie die Helfer - Teil eines Schuldzusammenhangs, ist nicht schuldlos, aber unschuldig-schuldig - wie das Menschenpaar im Sündenfallmythos. Schuld und Verhängnis sind in unserer religiösen Tradition in paradoxer Weise beieinander.

Neben dieses Handeln wie an Christus tritt schon früh die Vorstellung: Helfen als ein Handeln wie Christus. Dem andern zum Christus werden: eine frühkirchliche Hilfe-Begründung, die auch Luther schätzte. Der Rollentausch ist vollzogen. Wahr ist nicht nur, daß mir im hilfeempfangenden Mitmenschen der leidende Christus begegnet, sondern dem Mitmenschen begegnet durch mich, in mir, der Christus, seine Liebe, seine Hilfe. Der andere wird mir zum Christus, ich werde dem andern zum Christus.

In säkularer Form klingt dieser Rollentausch wie bei Gottlieb Guntern, dem Schweizer Systemtherapeuten: "Der Therapeut spiegelt sich im Gesicht des leidenden Patienten, und im Prozeß des Verstehens und Helfens ist er nicht immer fähig festzustellen, wo die Grenze zwischen Beobachtungsobjekt und Beobachter liegt, oder - anders gesagt - er ist nicht immer fähig, die strukturelle Trennwand zwischen 'du' und 'ich' aufrecht zu erhalten."

Helfen als Sinnbild nicht einseitigen, sondern gegenseitigen Sühnehandelns, von "Versöhnung" in einem tiefen Sinn - das Tun und Widerfahrnis auch des "Liebens wie dich selbst". Nicht des Liebens in der Stärke, sondern in der gemeinsamen Schwäche und Verlorenheit. Darauf hebt vor allem Luther ab. Im Hilfeprozeß muß man demnach dem gemeinsamen Nullpunkt standhalten, der gemeinsamen Einsicht in Bedrohung durch Sinnlosigkeit und durch das Nichts. Ich kann im Grunde dich nicht retten, du kannst eigentlich mich nicht retten. Ich kann mich selbst nicht retten, du dich auch nicht. Erst dann kann die creatio ex nihilo, das Wunder der Gnade Gottes, der Rechtfertigung des an sich verlorenen Sünders, eintreten. Luther: "Wo gelangt denn der hin, der in Gott hinein hofft, wenn nicht in sein eigenes Nichts ? Wohin aber sollte der entschwinden, der ins Nichts entschwindet, wenn nicht dahin, woher er kam ? Er kam ja aus Gott und aus dem eigenen Nichts. Darum kehrt zu Gott zurück, wer ins Nichts zurückkehrt. Es kann nicht etwa auch noch außerhalb der Hand Gottes fallen, wer außerhalb seiner selbst fällt. Stürze also hindurch durch die Welt - wohin stürzest du dann ? Doch in die Hand und den Schoß Gottes."

Gerade aus Sinnlosem, aus Tod, entsteht wieder Sinnhaftes, Leben. Eigentlich die Quintessenz aus Luthers Rechtfertigungslehre: "Wer so an sich selbst verzweifelt, dem kann Gott nicht anders als gnädig sein durch Christus und ihm alles Gute schenken."

Der gerechtfertigte Sünder hilft, denn ein guter Baum bringt gute Früchte: damit dreht Luther eine Hilfebegründung um, die jahrhundertlang in der römischen Kirche in Blüte stand, die lange Zeit die anderen Hilfetraditionen überformte - Luther hält sie für eine Perversion: die Selbstrechtfertigung durch Gutestun, die Selbstheilung, Selbstheiligung durch Helfen, die Funktionalisierung des Hilfebedürftigen für mein eigenes religiöses Heil. Augustinus: "Was sind die Armen, denen wir geben, anderes als unsere Lastträger, durch die wir von der Erde in den Himmel gelangen? Gib! Denn was du deinem Lastträger gibst, das trägt er zum Himmel!" Der heilige Chrysostomos: "Gäbe es keine Armen, dann würden viele eurer Sünden nicht erlassen. Die Armen sind es, die eure Wunden heilen."

Ich habe selbst auch etwas vom Helfen. Den Gedanken kennen wir und halten ihn für in Ordnung. Nicht in Ordnung ist nach Luther der ins Metaphysische ausgezogene Ich-Anteil. Ebenfalls nicht in Ordnung: die Drohung "Wenn du nicht Almosen gibst, ist dein Seelenheil in Zeit und Ewigkeit dahin. Zumindest gefährdet." Der Impuls zu helfen war lange Zeit verbunden mit der Angst vor Strafe bei Unterlassung der Hilfe; es gab eine religiöse Hilfeerzwingung. Die Armen waren dafür dankbar und konnten offensichtlich damit "umgehen".

Religiöses Mittel zur Erlangung der Nullpunktsituation ist etwa auch die Beichte. Es ist also nicht verwunderlich, daß in modernen Hilfekonzepten säkulare Beichtformen u.ä. im Zusammenhang mit der Bestärkung und dem Aushalten einer Nullpunktsituation eine wichtige Rolle spielen können:

Das Nullpunkt-konzept im 12-Schritte-System der Anonymen Alkoholiker ist die säkularisierte, verallgemeinerte und auf einen bestimmten Problemzusammenhang reduzierte Fassung eines pietistischen Beicht- und Bußsystems. Da wurde z.T. bis in den Wortlaut hinein das Konzept der sog. Oxford-Gruppenbewegung übernommen; dieser von Laien getragenen Erweckungsbewegung im Kontext der Keswick- bzw. Heiligungsbewegung geht es:

- um die Notwendigkeit persönlicher Begegnung mit Christus,
- um die Erkenntnis der eigenen Sünde,
- um die Heilsamkeit des Bekenntnisses in der Beichte,
- um die Bewährung der Glaubensentscheidung im Wiedergutmachen,
- um die Willigkeit, sich von Gott wirklich führen zu lassen,
- um die Pflicht, gegenüber der Welt persönliches Zeugnis zu geben,
- um die seelsorgerliche Verantwortung für den Nächsten,
- um die Wichtigkeit kleiner Zellen der Gemeinschaft usw.,

und dies alles vor dem Hintergrund der völligen Ohnmacht gegenüber der Sünde und der Unfähigkeit, das Leben selbst heil machen zu können. Im Konzept der Anonymen Alkoholiker wurde aus der Sündenallmacht des pietistischen Konzepts die Allmacht des Alkohols.

Es ist überaus bemerkenswert, daß ein auch der zentralen theologischen Begründungszusammenhänge beraubtes religiöses System noch "funktioniert", zumindest häufig "funktioniert". Bemerkenswert auch: Beicht-, Buß- und Wiedergutmachungssysteme sind ohne vorausgesetztes Schuld- und Sündenprinzip, ohne die religiöse Schulddimension, eigentlich sinnlos.

Es gab noch manches andere Sinnbild vom Helfen im Laufe der Christentumsgeschichte (z.B. den Solidaritätsgedanken in der Ausprägung der Bettelorden-Frömmigkeit: um Jesu willen den Armen gleich werden, ein Armer werden - ein für die Geschichte der Sozialmotivationen ebenfalls kein unerheblicher Gedanke; der heilige Franziskus: "Wir müssen den Mantel dem Armen zurückgeben, dem er gehört; denn wir haben ihn nur geliehen bekommen, bis wir einen treffen, der ärmer ist als wir"), aber die wichtigsten sind wohl benannt. Die These von der Wirksamkeit alter Sinnbilder vom Helfen dürfte belegt sein.

## **Räume und Formen des Helfens**

Eigentlich liegt es auf der Hand, daß Räume und Formen des Helfens zusammenhängen, darum kann sich das folgende auf wenige Grundmodelle beschränken.

Es gab schon früh heilsame Orte, Orte der Hilfe. In die alten Asyls retteten sich Menschen auf der Flucht; diese Orte waren tabu und machten tabu. Nomadische Stämme hatten (und haben noch, etwa in Australien) ihre heiligen Quellen, zu denen sie von Zeit zu Zeit ziehen, um dort eine Art wiedergeburtverbürgendes Erneuerungsritual zu begehen. Ansonsten bringt es die Unbehaustheit und notwendige Mobilität mit sich, daß sich gegenseitige Hilfe meist auf Urformen beschränkt: auf die gegenseitige Körperpflege, die Versorgung und Erziehung des Nachwuchses. Nomaden ziehen mit der Vegetation; die noch existierenden Nomadenpopulationen sind die abtreibungsfreudigsten überhaupt: die wenigen Kinder, die das Weiterziehen nicht behindern, werden sehr liebevoll versorgt; überzählig Geborene werden - wie in besonderen Notzeiten auch die Alten - zurückgelassen.

Erst die seßhafte Familie hat weitergehende Hilfevorstellungen entwickelt. In Hochkulturen sind "Haus" und "Familie" synonyme Begriffe. Die neue Form des Helfens bestand beispielsweise im Zu-sich-Nehmen von anderen Menschen; die antiken Gastfreundschaftsethiken bedeuteten praktisch: Wohngemeinschaft als Hilfe (von den ersten Christen wird berichtet, daß sie Arme und Kranke, Witwen und Waisen in ihre Häuser aufnahmen). Auch so etwas wie "Pflege" ist ohne Behausung nicht recht vorstellbar. Das "Haus" wurde zum Hilfemodell, zum Hilfesinnbild, oft verbunden mit dem Familienprinzip (in der Diakonie des letzten Jahrhunderts mit ihren "Rettungshäusern" u.ä. und den darin wirkenden "Hausvätern" und "Hausmüttern", "Brüdern" und "Schwestern" erlebte dieses Modell eine kräftige Renaissance).

Im Zusammenhang mit der "mittleren Größe" Hausgemeinschaft entfalteten Vorstellungen wie das Corpus-Modell ihre volle Wirkkraft: was einem Teil dient, dient auch anderen Teilen und somit dem Ganzen. Gegen diese Sozialidee standen später sowohl Individual- als auch Kollektivmodelle auf.

Wichtige Stätten der Hilfe waren in der Antike die Tempel, vor allem die Heiltempel. Hier war beisammen, was später öfter auseinanderfiel: die Materialisierung und die Spiritualisierung von Hilfe. In den Heiltempeln bekam man in der Regel eine Behandlung u n d religiösen Beistand. Die verantwortlichen Priesterinnen und Priester hatten ein spezielles Amts-Charisma, an Ort und Funktion gebunden, teilweise vererbbar in Priesterdynastien.

Die ersten residentiellen Hilfeeinrichtungen in christlicher Tradition, die Klöster und Hospize, hatten in Bauweise und Struktur Gemeinsamkeiten mit den alten Heiltempeln: sie waren zum Teil rund oder pentagonartig gebaut (wie manche der ersten Pesthäuser) oder auch kreuzförmig; sie waren altarzentriert. Für Wolf Wolfensberger beginnt die Perversion der stationären Hilfe mit der Ersetzung des Altars durch andere Dinge, politische oder Ordnungssymbole (Fahnen etwa oder - noch folgenreicher - Kontroll- und Beobachtungszellen im "Nabel" der alten Zuchthäuser).

In den mittelalterlichen Städten entstand ein Gemeinwesen-Lebensgefühl. Helfen wurde dort zum Wieder-in-die-Reihe-Bringen, zu einer bestimmten Form von Einpassung in die allgemeine Zucht und Ordnung. Die vielen Armen wurden zunehmend als Bedrohung der Lebensordnung des Gemeinwesens angesehen; die städtische Armenfürsorge, die die kirchliche zu ersetzen begann, unterwarf die Armen den Spielregeln des Gemeinwesens und seinen Wertvorstellungen. Es setzten vier umfassende Entwicklungen ein, und zwar miteinander verbunden und aufeinander bezogen: die Kommunalisierung, die Rationalisierung, die Bürokratisierung und die Pädagogisierung des Helfens (vgl. C.Sachße/F.Tennstedt). Die alten Sinnbilder des Helfens standen fortan weitestgehend in Konflikt zu diesen vier Elementen. Von dieser Spannung haben sich Helfermentalität und Hilfeclima bis heute nicht befreit.

Zur neuen "Logik" der städtischen Fürsorge: "Objekt der Fürsorge wurden nur noch die eigenen, die städtischen Armen, die sich durch entsprechende Ausweise kenntlich machen mußten; das Hospital- und Armenwesen wurde wie andere städtische Einrichtungen durchgeplant und effektiviert, und die Armen wurden im Sinne bürgerlicher Vorstellungen zu erziehen, umzuformen, auf den rechten Weg zu bringen versucht... Städtische, bürgerliche Mentalität also, in der bereits die Umsetzung eines ursprünglich in der adligen Gesellschaft des Mittelalters negativ besetzten Arbeitsbegriffe zum Arbeitsethos der modernen Welt antizipiert worden war, stigmatisierte Armut als weitgehend selbstverschuldete Problemlage, aus der ein Entrinnen durch kräftigen Einsatz eigentlich möglich sein müßte" (B.Schneidmüller).

## **Wissenschaftliche Annäherungen an das Helfen**

Viele Wissenschaften beschäftigen sich heute mit dem Helfen; ein Überblick ist fast nicht mehr möglich, und die Beobachtungen und Feststellungen gehen nicht auf.

Etwa die biologistischen Positionen gehen weit auseinander. Für eine Gruppe von Verhaltensforschern ist Helfen "etwas Natürliches", etwas eigentlich "Triebhaftes", etwas im Menschen "Angelegtes"; wird etwa das "positive Kindchenschema" (K.Lorenz) aktiviert, wird fast automatisch Hilfe freigesetzt.

In soziobiologischer Sicht ist Helfen zwar auch natürlich, aber nur im Dienst der Evolution, der Verwandtschaftsselektion, der Förderung der eigenen Art, der Art, die die Gene des Helfers besitzt; anderen Arten werde nur geholfen, wenn sie der Art des Helfers förderlich sind (E.O.Wilson).

Schließlich gibt es eine neo-sozialdarwinistische Argumentation, die Helfen für eine dysfunktionale Gegenselektion hält, durch die in unnatürlicher Weise in den Lebenszusammenhang eingegriffen werde und unangepaßte Lebensformen am Aussterben gehindert werden; die Diskussion dieser sozialaristokratischen Linie läßt sich bis zur neueren Euthanasiedebatte ausziehen.

Für die Soziologie ist Helfen nichts primär Triebhaftes oder Gegenselektives, sondern eher etwas Zweckrationales: jede Gesellschaftsform, auch die älteste, auch die modernste, muß, wenn sie nicht Schaden nehmen will, das Helfen regeln. Hätten sich die Altvorderen nicht geholfen und Hilfe wie Gegenhilfe erwartbar gemacht (durch Verträge, eidliche Absprachen usw.), wäre das Ganze bedroht gewesen (N.Luhmann).

In psychologischer Betrachtung ist Helfen entweder Ausdruck besonderer Freiheit und Souveränität - oder besonderer Unfreiheit, Folge eines Über-Ich-Zwangs; ist Ausdruck einer besonderen Fülle oder eines



besonderen Mangels (nach H.E. Richter suchen Menschen, die eine soziale Tätigkeit wählen, Kommunikation und einer Vervollständigung ihrer selbst).

Schließlich ergibt auch die Umfeld-Empirie kein eindeutiges Bild. Zu ein und derselben Zeit, Ende der achtziger Jahre unseres Jahrhunderts, veröffentlichten demographische Institute Befunde, die entweder die soziale Eiszzeit unter uns nachwiesen (Allensbach: "Wo Hingabe an andere als Dummheit gilt und nur noch das eigene Glück der Allernächsten vor Augen steht, dürften wir schon bald tatsächlich in eine soziale Eiszzeit geraten") oder eine wachsende Neigung für "Solidarität, Mitmenschlichkeit, Partnerschaft, Kooperation, prosoziales Verhalten, gegenseitige Hilfe" (Hillmann). Wahrscheinlich sind beide Befunde zutreffend.

### **Der geglaubte Mensch in der professionellen Hilfe**

Der Pluralismus der menschenbildhaften und methodischen Prämissen in den einzelnen Ansätzen der helfenden Systeme, Wissenschaften und Berufe läßt sich kaum mehr - höchstens paradox - zusammendenken, von einer wünschenswerten Handlungsintegration ganz zu schweigen. M.Textor stellte die in den letzten Jahrzehnten dominierenden Ansätze nebeneinander:

- das Krankheitsmodell (Verhaltensabweichungen liegen vornehmlich biochemische, physiologische, neurologische Prozesse zugrunde; Hilfe bringen vor allem Medikamente, Operationen, Diätpläne usw.; der medizinischen Seuchenlehre "Erreger-Wirt-Umfeld" sind andere Triasmodelle entlehnt, denen der medizinische Ursprung nicht oder kaum anzumerken ist: z.B. die Suchthilfetheorie "Droge-Individuum-Sozialfeld" u.a.m.),
- das Konstitutionsmodell (Textor: "Meist wird davon ausgegangen, daß die genetische Prädisposition irgendwann im Verlauf der Persönlichkeitsentwicklung zur Ausbildung von psychischen Problemen und Verhaltensstörungen führe, wobei der Übergang vom gesunden zum pathologischen Zustand kontinuierlich ist"),
- das Streßmodell (klassifizierbare Stressoren - Tod in der Verwandtschaft, Scheidung, Unfälle usw. - zerbrechen die Balance der Interaktion von genetischer Prädisposition und allgemeinem Streß),
- das psychodynamische Modell (Verhaltensstörungen aus der Kollision von unbewußten dynamischen Kräften und Anforderungen der sozialen Umwelt),
- das Entwicklungsmodell (Leben: eine Phasenabfolge von zunehmender Komplexität, Differenzierung, Integration und Reife; Verhaltensstörungen durch Nicht-Durchschreiten einer Phase, durch "Stehenbleiben"),
- das lerntheoretische Modell (alles Verhalten wird erlernt, auch Verhaltensstörungen; sie können wieder "verlernt" werden),
- das kognitive Modell (Verhaltensstörungen liegen Wahrnehmungs-, Denk-, Vorstellungs-, Erinnerungs-, Bewertungs oder z.B. Planungsstörungen zugrunde),
- das Humanistische Modell (psychische Probleme entstehen aus der Diskrepanz zwischen Selbst und Erfahrung, Selbstwahrnehmung und -bild u.ä.; "Selbstheilungskräfte" können aktiviert werden),
- das phänomenologisch-existentialistische Modell (ders.: "Psychische Störungen entstehen aufgrund falscher Entscheidungen und Werte, aufgrund von anormalen Bewußtseinsinhalten, mangelndem Lebenssinn und fehlender 'totaler' Kommunikation"),
- das Labelling-Modell (abweichendes Verhalten wird eher durch Etikettierungen usw. problematisch als "an sich"),
- das mikrosoziale Modell (pathogene Strukturen und Prozesse in den kleineren sozialen Systemen - Familie, Schule, Peer-Groups - sind für die Genese psychischer und sozialer Probleme verantwortlich),
- das makrosoziale Modell (ders.: "...psych.Probleme... werden auf den schnellen gesellschaftlichen Wandel in seiner Verbindung mit Wertekonflikt, Entfremdung und Anomie, auf Verstädterung, Ghettobildung, die kapitalistische Gesellschaftsordnung oder den Zusammenstoß verschiedener Kulturen zurückgeführt").

Selbst wenn ein berufsmäßiger Helfer all dies in einem therapeutischen Prozeß zusammendenken könnte, was kaum möglich scheint: er muß zudem "mit verbaler und nonverbaler Kommunikation, individuellen Codes, intrapsychischen und interpersonellen Prozessen" und vielem anderen umgehen, "muß gleichzeitig sich selbst und seine Wirkung auf die Klienten beobachten, sein Handeln planen und Therapietechniken einsetzen. Es ist offensichtlich, daß er nicht all die vielen tausend Eindrücke, die fortwährend auf ihn einströmen, wahrnehmen, ordnen, reflektieren und auswerten kann. Um handlungsfähig zu bleiben, muß er sich auf einen Ausschnitt der Realität konzentrieren" (ders.).

Während also die Komplexität des Wissens über eine Hilfsituation und ihre Deutungsmöglichkeiten ständig zunimmt, muß der berufsmäßige Helfer im Hilfevorgang radikal Komplexität reduzieren, Wirklichkeit verkürzen. Das Wissen davon, was er alles weglassen muß, was er tunlichst zu vergessen hat, wird immer größer. Die Komplexität der Situation ist jedem fähigen Helfer bewußt, zugleich die fast kümmerliche Ausschnitthaftigkeit seines Tuns - und die eigentliche Beliebigkeit und persönliche Vorliebigkeit der angewandten Arbeitsweisen.

Hinzu kommen bei Berufshelfern die unterschiedlichen Leistungserwartungen seitens der Träger sozialer Arbeit (Staat, Kirchen, Verbände der freien Wohlfahrtspflege u.a.m.), bestimmte Werte und Zielvorstellungen. Hinzu kommt das Einschätzenmüssen rechtlicher Rahmenbedingungen, der Möglichkeiten und Grenzen der Finanzierungsträger dieser sozialen Arbeit; in Konkurrenzsituationen kommt nicht selten erhebliche Existenzangst auf (wenn einer z.B. die ständige Nicht-Eignung seines Programms, seines Handlungsmodells, für seine Klientel oder seine Patienten erlebt, sich deswegen heftig gegen die Evaluation, Bewertung und "Bemessung" seiner Arbeit wehren muß und damit die Legitimitätskrise mancher Bereiche sozialer Arbeit noch verschärft).

So läßt sich sagen: Wir haben Helfen rational gemacht und zu hochspezialisierten Berufen. Aber angesichts ständig wachsenden Wissens und ständigen Ausdifferenzierens der Menschenbilder und der Hilfemethoden, angesicht der zunehmenden Situationskomplexität, wissen wir gar nicht mehr wirklich, ob und wie rational das ist, was wir tun. Andererseits wollen sich viele der modernen Helfer nicht irrational-religiös definieren, arbeiten aber ständig auch in und mit Sinnbildern, die eigentlich religiös fundiert sind. Die Sicherheit, das Richtige zu tun, kann man höchstens noch in einem Glauben haben.

\*\*\*

## VON DES MENSCHEN "FLÜCHTIGKEIT"

Die ältesten Geschichten, die auf uns gekommen sind, die uralten Mythen, handeln zu einem großen Teil von Vertreibung und Flucht. Mythen sind vorwissenschaftliche Welterklärungsgeschichten, die erzählen, warum die Welt so geworden ist, wie sie ist. In diesen Geschichten vertreiben Götter Götter. Götter vertreiben Menschen. Menschen vertreiben Menschen. Vertreibung und Flucht: im Himmel und auf Erden.

Mythen bilden auch Realität ab. Flucht ist offenbar eine ständige, bedrückende Realität. Und die Alten führen diesen Zustand auf mythische Ur-Vertreibungen zurück. Anders konnten sie sich ihr Unterwegsseinmüssen nicht erklären.

Daß diese Mythen vielleicht auch innere Realität abbilden, behaupten manche Psychologen. Der Paradiesmythos mit seiner Austreibungsgeschichte wird z.B. therapeutisch genutzt, um bei Entwicklungsstörungen Reifungsprozesse nachzuholen; demnach handelt die alte Austreibungsgeschichte auch von der Austreibung zur Reife, von dem schmerzlichen Verlust des kindlichen Paradieses mit seiner Geborgenheit, handelt vom Konflikt mit der väterlichen Autorität, von der Ablösung von ihr, vom Anteil der Geschlechterbeziehung an diesem Konflikt.

Austreibung wäre demnach etwas sehr Umfassendes; als Motiv war und ist sie von erheblicher Symbolbildungskraft in nahezu allen Kulturen. Es geht vielleicht um eine Grundbefindlichkeit, um ein Existential, und das Bewußtsein davon blitzt von Zeit zu Zeit im religiösen Gemüt auf: "Wir haben hier keine bleibende Stadt..."; eigentlich bin ich ja unterwegs. Bei uns ist dies vor allem eine Friedhofsweisheit geworden. Mit den Worten "Wir haben hier keine bleibende Stadt, aber die zukünftige suchen wir" wird bei christlichen Beerdigungen der Sarg aus der Friedhofshalle entlassen - zum letzten Auszug eines Mitmenschen. Und in manchen Dörfern gibt es noch Friedhofschöre, und die singen dann: "Ich bin ein Gast auf Erden..." Dort bejahen wir es für uns selbst und gehen nach Hause. Und mauern und zäunen uns ein und kaufen die Welt auf und setzen uns in ihr fest wie in einen Besitz.

Eigentlich erinnert uns jeder Flüchtling daran, daß auch wir nur geliehene Heimat haben; vielleicht ist das etwas, das uns im Tiefsten so beunruhigt, daß wir mit dem Fremdling flüchtig umgehen; sie sind Erinnerungen und Beweise der generellen Flüchtigkeit der Existenz. Der Flüchtling ist eine Figur, vor der wir selbst auf der Flucht sind, unseres eigenen Standorts im Grunde unsicher.

Die alten Vertreibungs-, Zerstreungs- und Auszugsmythen bilden also umfassende Wirklichkeit ab, vielleicht auch unsere Fluchten. Und es sind beileibe nicht nur kleine Fluchten, um die es da geht.

Aber mehr noch: es scheint, daß die alten Geschichten, diese vorrationalen, auch immer wieder Realität schaffen. Ich zitiere aus einem alten afrikanischen Schöpfungsmythos, den wir in unserem Hochmut "primitiv" nennen:

"Im Anfange war Haa, das Weib. Sie war sieben Jahre schwanger. Es war nur ein großer Platz da, es gab weder Mauern noch Häuser noch Bäume. Nachdem sie sieben Jahre schwanger gewesen war, setzte sie sich auf dem großen Platz auf den großen Stein Tinkullu nieder. Dann gebar sie während weiterer sieben Jahre. Jeden Tag gebar sie hundert Kinder. Jedes Tages Kinder standen auf einem Platz, jedes Platzes Kinder waren unter sich geordnet. Alles blieb in guter Ordnung sitzen.

Als das letzte geboren war, erschien es auf einem Pferde, mit einem Schwert in der Hand. Eine Rotte von Spielleuten zog vor ihm her, eine Rotte von Spielleuten zog hinter ihm her. Alles rief: Haa hat den Massa-nke geboren ! Haa hat den Massa-nke geboren ! Der Massa-nke, der Massamann, ritt nicht auf der Erde, sondern in der Luft, und die Hufe seines Pferdes berührten leicht die Häupter der anderen. Das war der letzte Sohn, den Haa gebar; dann starb sie" (zit. nach R.Jockel, Götter und Dämonen. Mythen der Völker, 1953, 442 f.).

Alle kommen aus einem Ursprung, erzählt der Mythos. Alle haben ihren Ort. Alle sind gleich. Bis auf einen. Der reitet nicht nur auf dem Pferd, sondern er reitet den andern über die Köpfe. Völkerkundler berichten, daß solchermaßen mythisch als überlegen ausgewiesene Stämme von Zeit zu Zeit ihre Nachbarn vertreiben. Ohne jegliche Bereicherungsabsicht. Die vom Mythos her Überlegenen nehmen den anderen kein Land weg. Der Überlegenheitsmythos, dieser Herrschaftstraum, wird ab und an wie zwanghaft zur Realität gemacht. Die äußere Wirklichkeit wird gewaltsam mit der inneren in Einklang gebracht.

Die Gründe nicht weniger Vertreibungen und Fluchten sind urzeitlich, liegen vor der Zeit, sind deswegen auch rationalem Einspruch in der Zeit oft kaum zugänglich. Das rechtfertigt nichts, rechtfertigt nicht die Eroberer und Kolonisatoren aller Zeiten, will nur zeigen, daß und warum wir manchmal gar nicht verstehen, warum sich Menschen derlei antun.

Die Beherrschung des Pferdes war übrigens ein Merkmal früherer Vertreiber. Die indogermanischen Reiternomaden trieben die andern vor sich her; der Vorgang ähnelte einer lang gedehnten Treibjagd. Die Jagdanalogie ist im übrigen ohnehin nicht von der Hand zu weisen. Hierin steckt eine spezifische Deklassierung der Vertriebenen - und offenbar auch eine archaische Lust der "Jäger". Daß sich d i e s e r Jägerbegriff erhalten hat bis in die Bezeichnungen neuzeitlicher Waffensysteme und Eroberungstruppenteile, ist sicher nicht von ungefähr.

Dennoch sind die alten Nomaden- und Völkerwanderungen anders als die späteren Fluchten: sie hatten in der Regel immer noch Zeit, ihre Sozialstruktur und ihre Ordnungen mit sich zu tragen. Sie erlebten in relativ langen Zeiträumen, was die brasilianischen Bauern etwa im 10-Jahres-Rhythmus erfahren, wenn sich die Caterpillars der Landbesitzer, der Landverwüster, bis zu ihrer jeweiligen Ansiedlung durchgewalzt haben; dann ziehen die Familien als geschlossener Verband um. Bis zum nächsten Caterpillar. Das ist für heutige Fluchten nicht unbedingt typisch. Flucht heute vereinzelt.

Noch einmal zurück. In die Zeit der Landnahmen. In verschiedenen Regionen der Erde haben zu verschiedenen Zeiten Kleinviethnomaden das Wanderleben aufgegeben, haben den Hirtenstab mit dem Pflug vertauscht, das Zelt mit der Hütte und dem Haus.

## **Land-Nahme**

Sie haben angefangen, ihr Vieh anzupflocken und einzuzäunen; dafür haben sie zum ersten Mal die vorfindliche Welt eingeteilt, geordnet: auf sich und ihre Bedürfnisse hin. Mehr noch: als sie ihr Vieh einzäunten und Land zu Ackerland machten, da haben sie zum ersten Mal wirklich Eigentum reklamiert, Besitzrecht beansprucht. Mit dem Pflügen beginnt eine sehr umfassende Land-Nahme durch den Menschen, und zwar nach dem Muster, das aus der Logik des Pfluges kommt, also aus früherer menschlicher Technik: der pflügende Mensch überzieht die Welt mit einem in der Natur eigentlich nicht vorkommenden Muster, mit Linien, Vierecken, Quadraten.

In ganz früherer Zeit hatten die Menschen ein Gefühl dafür, daß sie so der Natur durchaus Gewalt antun, daß diese Land-Nahme, das Einzäunen und Aufbrechen der Erde, auch eine Form der Verletzung ist. In den alten Religionen, denen die Erde heilig war, etwas mütterlich Bergendes, die Mutter aller Menschen, da wurde das Umpflügen als Sinnbild männlichen Eindringens, männlicher Gewalt gegenüber der mütterlichen Erde gedeutet, und man dachte sich Versöhnungsoffer aus, Wiedergutmachung für die Verletzung der ehemals freien, unverletzten Erde. Die Landnahmen und Grenzziehungen waren von einigem schlechten Gewissen begleitet. Ursprünglich.

Die Behausungen der Nomaden, die Zelte, mußten noch auf Sand gebaut sein, um die Pflöcke im lockeren Sand versenken zu können und um danach rasch abbauen und weiterziehen zu können. Als sie anfangen, feste Häuser zu bauen, wurde ihnen alles, was auf Sand gebaut ist, zutiefst verdächtig. Die Häuser der Landbauern wurden Orte des Schutzes wie des Verbergens. Geburt und Tod fanden fortan hinter Mauern statt. Die Gemeinschaftsformen änderten sich nachhaltig, seit die Menschen die Erde einzäunten und mit dem Pflug bearbeiteten: sicherer wurde das Leben, und Leben und Land wurden zugleich abgesteckter, eingeteilter, abgeschnittener. Und neue Konfliktmöglichkeiten taten sich auf. Es gab ja nun dauerhafte Nachbarschaft - und damit auch: Nachbarschaftskonflikte, Grenzstreitigkeiten, Erbgeschichten. Noch in der alten Bundesrepublik (bis 1990) waren jedes Jahr über vierhunderttausend Verfahren zwischen Nachbarn anhängig...

Die Nomaden folgten den Gezeiten des Jahres. "Der Herr gebe dir weiten Raum !" war der Segenswunsch jener Tage. Sie zogen der Vegetation hinterher: sie gab die Richtung an. Als sie sich festsetzten, mußten sie mit sich auch die Nahrung selbsthaft machen, mußten Vorräte anlegen für die schlechteren Jahreszeiten. Bald machten sie die Erfahrung, daß die Vorräte gesichert werden mußten: gegen weniger fleißige, weniger kluge

oder einfach weniger glückliche Nachbarn, deren Ernte mißraten war. Das Sicherungsdenkmal bekam eine neue Dimension. Nicht einmal zu unrecht. Land-Nahme und Versuche der Land-Wegnahme bedingten sich. Viele unserer Zeitgenossen sehen - im Zusammenhang mit der Flüchtlingsproblematik - Deutschland als so etwas wie ein großes Konto, von dem nur diejenigen etwas abheben sollen dürfen, die auch darauf eingezahlt haben. Unsere mythischen Ängste geben sich eine zeitgemäße - monetarisierte - Form; nur stimmt halt die zugrundeliegende Logik nicht mehr, die zur Zeit der Natural-Vorratswirtschaft noch gestimmt haben mag.

Die Altvorderen beließen einige Orte, heilige Orte, den alten Erdgöttern und später den Göttern der Hochreligionen, die dort ihre Tempel hatten. Diese Orte waren tabu und machten tabu. Zu ihnen retteten sich Menschen, die vor anderen Menschen auf der Flucht waren. Ursprünglich waren dies weniger rassistisch oder politisch Verfolgte, die zu den archaischen Asylern flüchteten; es ging häufiger um Blutrache-Angelegenheiten oder um die Flucht vor Gläubigern oder Besitzern (so bei Sklavenfluchten an die Asylorte).

### **Heil in der Flucht**

Am heiligen Ort waren sie sicher - wenn nicht weltliches Recht religiöses Recht brach. Wenn man die Rechtsgeschichte unter dem Asylaspekt betrachtet, dann ist unübersehbar, daß über Jahrtausende der Kampf wogt zwischen Entschuldungs- und Rettungsinteresse der religiösen Institutionen und dem Kriminalisierungs- und Haftmachungsinteresse des weltlichen Rechts. Unzählige Male flüchteten sich, bis an die Ränder der Neuzeit, verzweifelte, geängstigte Juden oder Zigeunergruppen in die Kirchen, um einem blutrünstigen Mob zu entgehen. Und das Religionssystem "wußte" sehr wohl, daß es nicht nur die Flüchtlinge schützen mußte vor der Gewalt ihrer Umwelt, sondern auch diese Umwelt vor sich selbst, vor ihrer eigenen Gewalttätigkeit, ihrem Unrecht, ihrer Dehumanisierung, ihrer aggressiven Selbstdeklasseierung. Nicht selten entwickelte dann das Rechtssystem viel Finesse, um zu beweisen, daß hier Unwürdige vor der eigentlich gerechten Strafe geschützt würden, daß hier die Religion und ihr Asylrecht mißbraucht würden. Die aus der Gegenwart vertraute Rede vom Mißbrauch des Asylrechts ist arg alt. Ist arg und alt.

Eine für ganz Frankreich verbindliche Ordonnanz von 1539 machte dem kanonischen Asylrecht der römischen Kirche faktisch den Garaus: fortan durften sogenannte Staatsorgane die Asylsuchenden aus der Kirche herausholen und solange festhalten, bis die Asylwürdigkeit durch ein staatliches Gericht festgestellt wurde. Der zeitweise wirkungsvolle und an sich respektable Versuch der Kirche, christliche Rechtsgrundsätze der Barmherzigkeit und der Versöhnung durchzusetzen, war damit weitgehend erledigt.

Die modernen Staatswesen wollten je länger je weniger die Voraussetzungen des eigentlich mythischen Asylgedankens akzeptieren: Daß die Welt gespalten sei in eine profane und eine heilige Zone, daß es also staatsfreie Räume gäbe, auf die der weltliche Arm keinen Zugriff haben sollte. Die uralte religiöse Begründung der Asylidee war mit der neuen Staatsidee nicht mehr vereinbar. Was an säkularen Resten blieb, ist z.B. das diplomatische Asyl auf dem Botschaftsgelände in fremdem Land. Heutiges Asylrecht ist Staatsrecht. Es verletzt kein Recht eines anderen Landes. Auch Staaten, deren Bürger in ein anderes Land flüchten, betrachten deren Aufnahme nicht als unfreundlichen Akt - wenigstens im allgemeinen nicht.

Noch einmal zurück zu der für unseren Kulturkreis so wichtigen jüdisch-christlichen Tradition. Dort gründete sich das Asylrecht nur zu einem Teil auf die uralten Überlieferungen von Ortshelligtümern, die Schutz verbürgten; es war vielmehr ein ausgeprägtes und sich weiterentwickelndes System der Gastfreundschaft, das die Besonderheit der Fremdlingaufnahme ausmachte.

Solche Systeme waren in der Antike nicht selten, auch Römer und Griechen z.B. kannten eine ausgesprochene "Fremdlingsethik", die den Rahmen absteckte für Rechte und Pflichten der Fremdlinge. Im alten Israel waren die Regeln der Gastfreundschaft gesetzlich abgesichert: es gab ein Gast-Recht, dessen Verletzung schärfste Ahndung nach sich zog. In der Frühzeit Israels waren Unfreundlichkeit, Nichtaufnahme oder willkürliche Gewalt gegen Fremde regelrecht Symptome der Gottlosigkeit (vgl. Genesis 19,9; Richter 19,22 u.ö.). In Israel galt trotz der Überzeugung, einmalig und erwählt zu sein: Willkür leidet der Ausländer nur unter gottlosen Menschen. Nie wird in der biblischen Tradition, auch nicht im Neuen Testament, vergessen, daß Israel selbst Fremdling in Ägypten war und seine ganze Existenz vom Gastrecht Gottes ableitete: mit allen guten Konsequenzen für die Behandlung von Ausländern, Flüchtlingen, Asylanten. Der Fremdling konnte den Sabbat und seine Ruhe genießen; er stand unter dem sicheren Schutz seines Gastgebers. Letztlich war ja Jahwe selbst Gastgeber und Beschützer des Fremdlings (Deuteronomium 10,18); die gastgebenden, asylgewährenden Juden handelten also, genau genommen, an Fremdlingen stellvertretend für Gott.

Der Stellvertretungsgedanke wird dann im Neuen Testament noch einmal radikalisiert: wer Fremde beherbergt, heißt es dort, nimmt Jesus selbst auf; im Fremdling begegnen Christen dem Christus (Matthäus 25,31 ff.); wer ihm die Aufnahme verweigert, schließt Jesus aus. Wer um sich Grenzen zieht, wer alle Risiken vermeiden will durch alle möglichen Absicherungen, gerade der wird sein Leben verlieren. Wer sich für andere öffnet, wird Leben gewinnen.

Alles in allem ist an der biblischen Fremdlingstheologie ein Gedanke bis heute nachprüfbar: es genügt nicht, als Privatmensch, so ganz persönlich und für sich, den Ausländer zu akzeptieren; das ist schon viel, aber es reicht noch nicht. Es muß hinzukommen: das Recht des Ausländers zu schützen. Christliche Theologie sprach oft fahrlässig abfällig über jüdische "Gesetzlichkeit"; dabei wäre es gut, wenn dieser Zusammenhang zwischen persönlicher Akzeptanz und Rechtswahrung im sog. christlichen Abendland bewußter wäre.

### Vorspiele der Seele

Flucht entwickelt auch konstruktive Kräfte. So ist nicht leicht zu entscheiden, ob das Grundmuster aller Großfluchten, der biblische Exodus, eher ein aufgezwungener Gewaltakt ist oder ein Problemlösungsverhalten. Ohne die Massenflucht einstiger DDR-Bürger nach Ungarn und in die damalige Tschechoslowakei hätte die alte DDR vielleicht noch lange bestanden. Es gibt Systemveränderung durch Flucht. Emigrationen können auch Probleme lösen, manchmal ist auch eine innere Emigration für eine Weile eine Hilfe. Der Auszug, die Austreibung: das kann Strafe oder Segen sein, manchmal beides in einem.

Oder: es gibt Annäherungswerte zwischen Exodus- und Exilbewußtsein, obwohl es zugleich ganz unterschiedliche Erlebensweisen sind. Es ist ein Unterschied und bedingt eine völlig andere Einstellung zu einer Flucht, ob ich eine neue Heimat suche, nach Möglichkeit unter Wahrung bestimmter eigener Traditionen; oder ob ich in der Fremde ein Exilbewußtsein kultiviere wie Israel in Babylon und eigentlich in allem meine Rückwanderung vorbereite.

Flucht ist etwas Komplexes, berührt viele Problemebenen, hat allerlei Tiefendimensionen, berührt auch psychologische und sozialpsychologische Verstehensversuche.

Wir tun uns mit dem Fremdling schwer. Wenn wir der Analyse H.E.Richters glauben wollen (Der Gotteskomplex, 1979), tun wir uns als Deutsche besonders schwer. Das hängt, so meint er, damit zusammen, daß die Deutschen ganz besonders der nationalen Mystifikation bedürftig sind, ist doch ihre Entwicklung von ganz besonderer Traditionslosigkeit und - unter dem Aspekt der Staatsbildung - von völlig unzusammenhängenden Entwicklungen gekennzeichnet. Schon Plessner hatte darauf hingewiesen, daß in Deutschland in besonderer Intensität das Volk als etwas Ursprüngliches behauptet werde: weil es das so gar nicht gibt, ein ursprüngliches deutsches Volk. Wir gehören selbst zu den Ergebnissen langer Kleinstaaterei und zuvor noch längerer Wanderbewegungen, und genau betrachtet sind bei uns ständig Wanderbewegungen im Gange: wir sind ein reges Binnenwanderungs-, Auswanderungs- und Zuwanderungsland. Im Bereich der Wahrnehmung streuben wir uns gegen unsere Art.

Die Deutschen und die Fremdlinge: ein tremendum-et-fascinum-Thema: in kaum einem Land gab es einen so stark ausgeprägten Philosemitismus wie in Deutschland, soviel gesellschaftliche Anerkennung und kulturelle Partizipation für jüdische Mitbürger wie einst hier seit der Aufklärung. Und in keinem Land hat sich Judenhaß so austoben dürfen. Die Deutschen: in beidem extrem.

Ein Zweig der Psychologie lehrt, daß Haß entsteht, wenn Menschen sich selbst nicht mögen. "Grausamkeit ist ziellos gewordene Liebe; Haß Liebe ohne Erfüllung" (H.J.Geppert). Gering entwickeltes Selbstwertgefühl, die Unfähigkeit, sich annehmen zu können, der Realität standzuhalten - der des Ich, der des Wir: das erzeugt ein Bedürfnis, die Leere, den Hohlraum durch die "Lust an der eigenen Unerbittlichkeit" (P.H.Hallie) auszufüllen.

Berichte über Mißhandlungen, Quälereien, Demütigungen jüdischer KZ-Insassen durch Wachpersonal spiegeln zum Teil erotische oder narzißtische Perversion wider; nicht selten wird von Fällen berichtet, in denen die Opfer ihre Peiniger mit einer unbegreiflichen Verehrung bedachten. Wir berühren ungeheure Tiefenschichten, wenn wir nach der Beziehung zwischen Liebe und Haß fragen, zwischen Fremdenliebe und Fremdenhaß; wenn Psychologen jene Prozesse beschreiben, in denen sich Sympathie in Haß pervertiert, weil Menschen ihre Ich-Schwäche durch diese Lust an der eigenen Unerbittlichkeit auffüllen.

Die Vorurteilsforschung zeigte, daß einfache Sachaufklärung die Vorurteile gegen die, die nach Deutschland kommen, nicht wegschaffen kann.

Zum Beispiel das Vorurteil "Die Ausländer nehmen uns unsere Arbeitsplätze weg". Das war leicht zu widerlegen: zwischen 1973 und 1980 hatte die Zahl der ausländischen Arbeitnehmer bundesweit um 600.000 abgenommen, aber die Zahl der Arbeitslosen nahm in diesem Zeitraum erheblich zu. Auch soziographische Untersuchungen zeigten, daß die arbeitsplatzwegnehmenden Ausländer ein Hirngespinnst waren: die Arbeitslosigkeit war seinerzeit in Deutschland dort am größten, wo es die wenigsten Ausländer gab, nämlich in den strukturschwachen Rändern, in den nordwestlichen Randgebieten um Emden, im südwestlichen um Trier und im ehemaligen Grenzgebiet zum Osten hin.

Vorurteile sind auf rationalem Wege leicht zu widerlegen; trotz allem glaubt keiner die Widerlegung. Tatsachen schaffen Vorurteile nicht aus der Welt. Es muß wohl doch so sein, daß wir das Vorurteil gegen die Ausländer brauchen, es scheint eine wichtige Funktion für uns zu haben, ganz unabhängig von Fakten.

Ein wichtiges Erklärungsmodell ist das tiefenpsychologische. Danach erzeugt Frustration Aggression; das heißt, Enttäuschungen, Niederlagen, Mißerfolge, die Unfähigkeit, Leiden anzunehmen, machen aggressiv, aber nicht auf den tatsächlichen Verursacher, den wir ohnehin oft nicht benennen können. Es hat statt: die

"Verschiebung der Aggression auf andere Objekte" (G.Dollard). In der Familientherapie beobachtet man häufig, daß Eltern die Konflikte, die sie miteinander haben, dadurch "lösen", daß sie ihre Kinder schlagen oder beschimpfen - und sich darüber "einig" werden. Derartige Prozesse sind wohl auch gegenüber Ausländern anzunehmen. H.E.Richter glaubt beobachtet zu haben, daß viele Deutsche lebenslänglich Außenfeinde zur Verfügung haben müssen, um die anhaltende Gefahr depressiver Zusammenbrüche zu bannen.

Ein anderes Erklärungsmodell für die Funktion des Vorurteils ist ebenso plausibel: nach den Untersuchungen von G.W.Allport dienen Vorurteile dazu, die Umwelt sozial zu kategorisieren, die komplizierte, in ihren Zusammenhängen immer schwerer durchschaubare Wirklichkeit für sich zu ordnen, Orientierung zu ermöglichen - eben dadurch, daß man Dinge und Menschen sortiert. So nur können viele, wenn nicht die meisten, die Komplexität der Welt einer gedanklichen Erfassung überhaupt zugänglich machen.

## **Versöhnung**

Auch dieses Argument zeigt nur, wie schwer sich die Ratio tun dürfte, um gegenüber Flüchtlingen, überhaupt Fremdlingen, "vernünftige" Einstellungen zu bewirken. Daß bei der Einstellung zum Fremdling ein paar verdeckte, versteckte mythische Reste wirksam werden könnten, wurde eingangs angedeutet: wir haben zum Teil die alten Ängste, und sie äußern sich in alten Denkformen und Haltungen, denen aber längst die Grundlage entzogen wurde: entwurzelte, selbst heimatlos gewordene Mythen. Sie kommen hervor, kommen wieder hervor: in den Abkapselungen, die viele umso mehr brauchen, je weiter die Welt wird.

Einfach macht es sich die Verhaltensforschung, die auf Beobachtungen in der Tierwelt verweisen kann, wonach das Andersartige schon immer ausgestoßen wird, der weiße Elefant von den grauen Elefanten, die graue Maus von den weißen Mäusen. Die Übertragung, an sich schon problematisch, zeigt Brüche: die Aussiedler, die in den letzten Jahren nach Deutschland kamen, waren keine Ausländer, sondern urwüchsige Deutsche, und sie kamen mit meist viel "deutscheren" Erwartungen zu uns, als wir sie hätten einlösen können. Die meisten mochten sie nicht, auch wenn die Ankömmlinge das schöne Altschwäbisch oder Altfränkisch unserer Vorfahren sprechen und sich so als eigentlich Zugehörige ausweisen. Es verbinden sich also eher z w e i Ängste: Fremdenangst und Verwandtenangst. Auch wenn hundertmal gesagt wurde, daß da Menschen kamen, die zu uns gehören, Bein von unserem Bein: das beruhigte uns überhaupt nicht.

Das Problem sitzt tiefer. Auch dazu gibt es eine alte Analogiegeschichte, ein religiöses Gleichnis, das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Auch der kehrte heim in seine angestammte Heimat. Aber der daheimgebliebene Bruder freut sich darüber überhaupt nicht, obwohl da nun unbestreitbar Fleisch von seinem Fleisch kommt. Eine starke Vatergestalt muß erst intervenieren. Die Söhne müssen erst miteinander "versöhnt" werden. Das zeigt sich etwa so, daß der Vater dem Heimkehrer nicht das Notwendigste gibt, sondern das Beste. Das beste Stück Vieh ist sozusagen das Versöhnungsoffer.

Versöhnen - das ist mehr, viel mehr als Sozialarbeit, Sozialtherapie. Das hat eine zutiefst religiöse Dimension, die wohl allein an die Tiefen unserer Fremdlingsanimosität heranreicht. Aber woher kriegt unsere säkulare Welt einen Gott, der unter uns so verbindlich wäre, daß er solchermaßen verbindend durch uns handeln könnte ?

Wir sind uns selbst nicht gut. Wir verstehen uns schon mit unserem Haus- und Wohnungsnachbarn nicht. Wie können wir andern gut sein ?

Im Tiefsten war es immer ein Glaube, der den Fremdling geschützt hat - Rationalität hat nie durchgetragen -, und ein klares Recht. Vor allem: diejenigen, die dazu auffordern, den Fremdling besonders zu lieben, sollten überlegen. Es genügte, wenn wir den Fremdling liebten wie uns selbst...

\*\*\*

## **WELT-ANSCHAUUNG UND ETHIK**

Fast kein aktuelles Buch über modernes Denken und zeitgenössische Wirklichkeitserkenntnis vergeht, ohne daß irgendwo in der Einleitung Epeminides vorkommt, der kretische Philosoph, der feststellte: "Alle Kreter sind Lügner" und damit ein logisches Dilemma hinterließ. Das Muster dieses Dilemmas wird seit einigen Jahren besser verstanden, seit es den Naturwissenschaften und der Mathematik zunehmend bei ihrer Welt-Anschauung begegnet.

Man nennt es "Selbstbezüglichkeit": eine Richtigkeit oder Falschheit kann mit logischen Instrumentarien nicht festgestellt werden. Offenbar jedes formale System enthält nicht entscheidbare Feststellungen. Sogar die Mathematik. Mit den Mitteln eines Systems kann seine Widerspruchsfreiheit letztlich nicht behauptet werden. Eine paradoxe Struktur ist nicht länger mehr ein Beweis gegen ein System, sondern eher einer dafür. Was auch schon wieder zwanghaft-paradoxe Folgen zeitigt.

Eine andere alte Frage fädelt sich in die paradoxen Fäden und Schleifen der modernen wissenschaftlichen Welt-Anschauung ein: Können wir im Einklang mit dieser Wirklichkeit leben? Haben eigentlich ethische Werte irgendwelche Verankerungen im "Wesen der Dinge" - oder sind sie willkürliche Menschenforderungen, schlicht "Erfindungen"?

Es ist offensichtlich, daß sich viele der heute Forschenden in zirkuläre "Religion" begeben, ihre Sinn-Bilder aus den endlos geflochtenen, nicht irgendwie "aufgehenden" Gleichnissen und Rätseln östlichen Lebensgefühls holen, mit Vorliebe aus den Koans der Zen-Lehrer. "Wie klingt das Klatschen einer Hand?" fragt der Meister - und die Frage führt an jene Sprach- und Denkränder, an denen sich die am tiefsten Forschenden aufhalten und quälen. Da lindert es die Qual, sich in den alten Paradoxa gewissermaßen wiederzufinden und das alte Versprechen glauben zu können, daß der Sprung von den Sprach- und Denkrändern nicht ins Nichts führen muß, sondern auf eine andere Bewußtseinsebene.

Auch in der abendländischen Weise des reflektierenden Glaubens tun sich Sprünge auf. Sie gehen mitten durch die Rede - und die Erfahrung - von paradoxer Gnade. Mitten durch die Hoheits- und Niedrigkeitsaussagen über den Christus. Durch die Freiheit und die Bindung, die beide gemäß neutestamentlicher Lehre unser Teil sind. Durch den lutherischen Christenmenschen, der ein freier Herr aller Dinge und jedermann untertan ist. Die Zentralstücke der Reformation sind paradox. Verkopfter Glaube hat vergessen oder in vernünftig-religiöse Alltagslogik umgegossen, was auch den Reformator in den Abgrund stürzte und in neue Gewißheit fallen ließ. Wie schon die vorreformatorische Theologie den Randplatz am altkirchenväterlichen credo quia absurdum nicht recht aushielt. Das Bedürfnis, daß Glaube und christliche Existenz überhaupt "aufgehen" müßten, war übermächtig.

Es bedarf eigentlich keiner kulturellen Auswanderung, um sich des Zusammenhangs zwischen ethisch begründeter Existenz und wissenschaftlicher Welt-Anschauung neu vergewissern zu können.

Die drei großen ethischen Grund-Sätze des Apostels Paulus lassen sich - nach Christoph Bäumler - auf die folgenden knappen Nenner bringen: "Jedem das Seinige" (z.B. 1.Korinther 7,7), "Füreinander" (z.B. 1.Korinther 12,25) und "Einander untertan" (z.B. Epheser 5,21). Drei "soziale" Prinzipien, drei soziale Wirklichkeiten, die sich durchdringen - und die nicht "aufgehen".

### **Jedem das Seinige**

Das braucht jeder, das Seinige. Wer als kleines Kind nicht bekommen hatte, was er brauchte, sucht es vielleicht später sein Leben lang; manchmal suchtartig, rauschartig. Wer frühzeitig bekommen hat, was er brauchte, braucht manches nicht - und erträgt es vielleicht besser, daß es Bedürfnisse gibt, für die wir von der Wiege bis zur Bahre keine Befriedigung finden.

Schon in den ältesten Formen menschlichen Zusammenlebens war das Eigene in Gestalt des Eigentums geschützt - obwohl man in archaischen Gesellschaften sonst fast alles miteinander teilte: die Arbeit, die Zeit, den Mangel und den Überfluß, die natürlichen Ressourcen und die Risiken des Lebens. Aber gerade deswegen, weil man fast alles miteinander teilte, war es nötig, das, was einer ganz für sich hatte, genau zu definieren und darum eine schützende Grenze zu ziehen. Das geschieht zum Beispiel in den 10 Geboten: Du sollst nicht begehren...

Hier macht sich ein umfassender Gedanke materiell fest: keiner aus Gottes Volk soll würdelos werden müssen und auf Betteln und Bittstellen bei anderen angewiesen sein. Deswegen interessiert sich der mosaische Gott für unser Eigentum und schützt es. Und wenn einer sein Eigentum, das Seinige, und sein öffentliches Ansehen verliert, dann sollen die anderen seine Würde wiederherstellen. Um immerhin so viel geht es; nicht nur um Verrechenbares, Abzählbares. Es geht im Grunde um die Menschenwürde, um die Gottebenbildlichkeit des Menschen; und es geht um ein nahezu sakrales Gemeinschaftsverständnis, um das heilige Volk.

Eigentlich eine sehr schöne Vorstellung: Ich bin ebenso eingebunden wie einmalig; und wenn ich das Meinige habe, nicht mehr und auch nicht weniger, dann bedeutet das, daß auch der andere das Seinige hat. Denn ich mache es ihm nicht streitig. Und er macht mir das Meinige nicht streitig. Indem mein Recht gewahrt ist, geschieht auch dem anderen recht. Mein Recht und das der andern lassen sich nicht trennen.

Paradiesisch weit weg, diese Welt! "Paradiesisch" im Wortsinn, denn zur biblischen Paradiesvorstellung gehört der Einklang des Menschen mit der Natur, in die er zum einen eingebettet ist, von der er zum andern lebt. In der uralten Institution des Sabbats schimmert dieser Gedanke noch durch: der Friede auch für die Tiere, für die Blumen, ja den Grashalm, für die Welt. Allen das Ihrige! Erich Fromm hat einmal geäußert, unsere modernen Industriegesellschaften müßten dieses Sabbatelement eiligst wiederzugewinnen versuchen: die Andacht, die Verneigung vor der Eigenheit des ganzen Schöpfungswerkes Gottes. Ritualisierte Ehrfurcht vor dem Leben als ganzem. Der Sabbat: eine Feier des großen Zusammenhangs, der umfassenden Einbindungen. Damit alles Geschaffene das Seine bekommt, und sei es nur als Erinnerung oder als Zeichen oder als Vorgriff auf eine heilere Welt.

Schon das Alte Testament erzählt die nachparadiesische Menschengeschichte als eine Geschichte von Grenzüberschreitungen, auch der ständigen Verwechslung von Mein und Dein. Es ist nur der Mensch, der aus der Regel ausbricht. Nur der Mensch läßt dem andern nicht das Seinige. Deswegen muß es der Mensch immer wieder gesagt bekommen: Jedem das Seinige ! Die nichtdenkende Natur "weiß" das seit eh und je, trägt es in sich als "Programm". Weil sich der Mensch nicht an die Spielregeln des Programms hält, weil er als einziges Wesen die Möglichkeit hat, sich gegen die Natur zu verhalten, natürliche Regelkreise zu stören, braucht er die ganze Bibel und auch viele andere Ethiken hindurch bis zum heutigen Tag - und da besonders dringlich - die Erinnerung an Zusammenhänge und Einbindungen, ohne deren Kenntnis er gar nicht sagen kann, was eigentlich und wirklich das Seinige ist.

Die moderne Wissenschaft modifiziert jeden Tag ein wenig mehr, was Charles Darwin - mit z.T. furchtbaren Folgen durch die Übertragung in den Sozialbereich - als die tragenden Prinzipien allen Lebens behauptet hatte. Es gibt nicht nur natürliche Auslese, nicht nur den Kampf einer Art gegen eine andere ums Überleben, den Vernichtungswettbewerb einer begünstigten Rasse zugunsten weniger begünstigter. In der außermenschlichen Natur gibt es wohl viel mehr Zusammenarbeit, Zusammenspiel und die Entwicklung gemeinsamer Lebensformen und die Ausgestaltung gemeinsamer Lebensräume (vgl. Stefan Lackner: Die friedfertige Natur. Symbiose statt Kampf). Ohne ein überharmonisiertes Bild von der Tierwelt malen zu wollen: es gibt mehr dynamisches Gleichgewicht als Wettrüsten. Der Mensch wird das ihm Eigene erst dann überhaupt wieder klar definieren können, wenn er erkennt, daß das, was er als sein Eigenes reklamiert, oft nur An-Eignung ist und die Welt in ihren Grundlagen bedroht.

Paulus bezieht drei Regeln aufeinander. "Jedem das Seinige" ist richtig, zusammengedacht und zusammengelebt mit dem "Füreinander" und mit den Ordnungsstrukturen, die er - reichlich paradox halt - in dem "Einander untertan" ausdrückt. "Jedem das Seinige" stimmt; es stimmt vernetzt. Absolut gesetzt, ist es asozial. Wo es - im freilich nur paradox zu verstehenden - Zusammenhang gesehen wird, kennzeichnet es das neue Gottesvolk, das - wie einst das alte - auch wieder im Einklang mit der Schöpfungsordnung stehen soll. Der Bezug auf die Schöpfungsordnung rechtfertigt das Bedenken der naturwissenschaftlichen Dimension.

Der Gedanke "Jedem das Seinige" spricht also keinem bürgerlichen Besitzideal das Wort. Der Gedanke kommt bei Paulus in Zusammenhängen vor, in denen wir vielleicht nicht danach suchen würden. So war Paulus von den Christen in Korinth gefragt worden: Wäre es angesichts des morschen Kulturbodens, auf dem wir leben, und angesichts unserer Erwartung eines baldigen Weltendes nicht besser, unter diesen Umständen gar keine festen Bindungen mehr einzugehen, etwa auch nicht mehr zu heiraten ? "Wie es jedem gegeben ist", schreibt Paulus zurück. Er verläßt sich darauf - und fordert die Korinther auf, sich ebenfalls darauf zu verlassen: Wer glaubt, findet das richtige Verhältnis zu sich und anderen, will und braucht nichts zu sein, was er nicht ist, muß nichts zeigen, was er nicht hat, muß nichts leisten, was er nicht kann. Jedem das Seinige !

Menschen erleben sich in lauter Rollen, unter dem Druck der Leistungs- und Konkurrenzgesellschaft - und erleiden die alte Gefährdung der Eigentlichkeit in der zeitgemäßen Form: die Rolle kann umbesetzt werden; als solche sind wir austauschbar. Paulus fordert über die Zeiten hinweg auf zu fragen: Wer bin ich eigentlich ? Und wer ist eigentlich der andere ? Und es wäre gut, wenn die Antwort heraufkäme: Ich bin unverwechselbar ich, und du bist unverwechselbar du, und wir sind Gott lieb und wert. Und die andere Antwort: "Ich empfangen mich weit mehr, als ich mich selber schaffe" (T.de Chardin). In beiden Antworten wären wir der Wahrheit über uns nah.

## **Füreinander**

Die Wörter, die mit "Für-" beginnen, bedeuten meist etwas Gutes. Fürsprache: es legt einer ein gutes Wort für mich ein, setzt dabei vielleicht seinen guten Ruf für mich aufs Spiel. Fürbitte: einer bringt mich bei Gott in Erinnerung, vielleicht in einer Zeit, in der ich Gott vergessen habe. Fürsorge: der Gedanke "Einer trage des andern Last", in gesellschaftsübliche Strukturen gegossen; selten optimal, die Fürsorge, aber immerhin.

"Füreinander" sind wir im Einklang mit unserer Natur, sagt uns die Naturwissenschaft. Wir müßten im sozialen Bereich nur nachvollziehen, was in jeder unserer Körperzellen angelegt ist und passiert. Gentechnologie, von der wir noch nicht wissen, ob sie stärker zum Segen oder zum Fluch wird, ist möglich geworden, seit wir besser wissen, was in uns im Gange ist, was in den Bausteinen, aus denen wir bestehen, und zwischen ihnen los ist. Es sind lebendige Bausteine, deren Bestandteile dauernd dabei sind, etwas füreinander zu tun. Und wenn sie aufhören, füreinander da zu sein, bricht nach und nach das ganze lebendige System zusammen. Der Mensch lebt nur solange, wie seine verschiedenen Baustoffe darüber "einig" sind, füreinander arbeiten zu wollen. Jeder Teil hat seine eigene Funktion, aber Sinn bekommt seine Funktion im Füreinander.

Auch Paulus sagt: Füreinander sind wir im Einklang mit unserer Natur. Auch er zeichnet ein Organismus-Bild und schlußfolgert: "...auf daß es nicht zu Parteiungen im Leibe komme, sollen die Glieder einträchtig füreinander sorgen". Sein Bild ist einfacher, naiver, als das Bild, das die Bio-Informatik zeichnen würde. Aber das Resümee ist analog. Auch die soziale Übertragung. Was biologisch formuliert ist, ist auch sozial gemeint. Paulus meint: Ihr müßt im Umgang miteinander nur nachvollziehen, was in der Logik eures Leibes



steckt. Wie sich die einzelnen Organe und Gliedmaße zueinander verhalten und wie sie füreinander sorgen, so soll es in der christlichen Gemeinde sein; so wird sie zum "Leib Christi".

"Füreinander" ist ein Elementarbereich, in dem nicht nur einer der größten Gedanken über Zusammenhänge steckt, der je gedacht wurde, sondern eine der größten Wirklichkeiten, die je gelebt wurde: "für uns gelitten und gestorben". Im Zentrum des Menschlichen und im Zentrum des Heilsgeschehens heißt es unmißverständlich: "Für-".

Wenn Wechselseitigkeit, Interdependenz, Austauschvorstellungen richtig sind - theologisch und naturwissenschaftlich sind sie es wohl - , dann kann eingesehen werden, daß zum Beispiel Ursache und Wirkung einen viel zu hohen Stellenwert unter uns haben, in unserem Denken und in unserem Umgang miteinander. Das aber ist eigentlich eine zutiefst künstliche und unsoziale Weise, einen Menschen zu verstehen: "Weil du so oder so gehandelt hast, weil du so oder so bist, deswegen geht es dir jetzt so oder so, deswegen behandle ich dich jetzt so oder so". Wenn ich im Umgang mit einem Menschen dieser Logik folge, dann verstehe ich vor allem nicht, wie ich mit ihm wirklich zusammenhänge. Dann entgeht mir unsere eigentliche Zusammengehörigkeit. In Schuldgemeinschaft, Verantwortungsgemeinschaft, Liebesgemeinschaft, therapeutischer Gemeinschaft. Eigentlich muß ich sagen: ich bin nicht unter gewissen Bedingungen für dich und andere da, sondern grundsätzlich und überhaupt; dein Problem ist irgendwo auch meins. Kein Lehrer, Arzt, Pfarrer oder ein anderer Helfer der Menschheit kann dann mehr zu seinem Patienten, Klienten oder Schüler sagen: "Ich habe den Weg" oder "Finden wir gemeinsam den Weg !" Beide s i n d schon in Verantwortungs- und Schuldgemeinschaft miteinander unterwegs, müssen diese Gemeinsamkeit aber oft erst noch entdecken. Die Parole gilt nicht mehr nur für den sozialen Bereich, sondern allgemein: entweder wir leben, denken, handeln, sprechen - und der Christ ergänzt: beten - füreinander, oder wir gehen aneinander unter. Nicht nur miteinander, sondern tatsächlich aneinander. Das ist der springende Punkt. Wahrscheinlich mußten die helfenden Berufe erfunden werden, das professionelle Füreinander-da-Sein, um uns von dieser Einsicht zu entlasten.

### **Einander untertan**

Paulus kann die Herrschaftsbegrifflichkeit, die uns nicht sonderlich gefällt, offenbar nicht abschaffen. Er spricht von Hierarchien. Aber so, wie er davon spricht, paradox nämlich, verändert er sie: "Seid einander untertan, wie es die Furcht Christi verlangt", sagt er zunächst wieder zu Ehegatten, zu Menschen, die in der Produktions-, Fortpflanzungs-, Besitz- und Liebesgemeinschaft Ehe leben. Da aber die christliche Gemeinde nach seiner Vorstellung familiäre Züge hat, und da in der Familie nichts grundsätzlich anderes gelten soll als in der Gemeinde, weil beide Liebesgemeinschaften sein sollen, deshalb ist's halt doch wieder allen gesagt. Unter Christen soll es keine eigengesetzlichen Räume geben - etwa in der Art: in diesem Bereich liebe ich, in jenem Bereich gilt für mich nur die marktwirtschaftliche Logik und sonst nichts.

Die ganze Bibel hindurch beschäftigen sich nachdenkliche Fromme mit dem Problem der Hierarchien, in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen, auf verschiedenen Kulturstufen. Wenn sich der resigniert-religiöse Prediger des Alten Testaments Gedanken darüber macht, worüber damals sicher viele grübelten, woher das massenhafte Elend und der Zerfall der Sitten kommen, dann stößt er auf die Entfremdung, die mit der Hierarchisierung des ganzen öffentlichen Lebens verbunden ist, und sagt: "Wenn du Unterdrückung des Armen und Entzug von Recht und Gerechtigkeit im Staat siehst, dann wundere dich nicht darüber ! Denn über dem Hohen wacht ein Höherer und noch Höhere über ihnen" (Kohélet 5,7).

Andere Schriftsteller der Bibel greifen den Zusammenhang zwischen Liebe und Gewalt auf: daß Liebe offenbar leicht umschlägt in Herrschaft - vor allem die Liebe, die sich ihrer nicht sicher ist. Was das angesichts der Herrschaft Gottes bedeuten kann, wird ständig erwogen. Eine der Antworten, die sich in der Lebenspraxis immer wieder zu bestätigen scheint: vor allem Menschen, die der Macht Gottes entschlüpfen wollen, schlucken die Erde und mit der Erde die Menschen. Wer sich Gott nicht unterordnen kann, macht sich die Erde auf eine Weise untertan, wie sie in der Schöpfungsgeschichte nicht gewollt war.

Und dann, an der kritischen Schwelle, als es einfach nicht mehr so weitergeht in Israel, als sich unter dem Druck der militärischen Blöcke und angesichts großer sozialer Auflösungserscheinungen die Zukunftsverheißungen ebenso verdunkeln wie die stolzen, alten Überlieferungen, betritt ein neuartiger Herrscher die Weltbühne. Erst in vorsichtigen Hoffnungen, von Propheten in eher unsicheren Strichen gezeichnet, dann leibhaftig. Einer, über dessen Herrschaft man nur paradox sprechen kann, über den man deshalb zusammenfassend sagte: er herrschte, indem er diente.

Unter dem Druck, diese Wirklichkeit in christliche Lebensweisheit und in Lebensregeln umsetzen zu wollen, steht Paulus. Und er findet dafür unter anderem die Formel: einander untertan. Oder: in Demut achte einer den andern höher als sich selbst. So versucht er, die großen Gegensatzpaare, die beide ihr Recht haben, zu versöhnen: Freiheit und Ordnung. Die Ordnung kommt aus unserem Geschaffensein, die Freiheit aus dem Ermächtigtsein durch den Christus. Christliche Existenz ist frei, aber nicht beliebig. Das ist - bis heute - schwer zu vermitteln.

Es gibt die kritische Schwelle zwischen Freiheit und Ordnung. Der Ausdruck "kritische Schwelle" ist der naturwissenschaftlichen Erfahrung entnommen. Dort bezeichnet sie den Ort und den Augenblick, in dem sich Chaos und Ordnung begegnen und durchdringen. Ordnung tritt erst von einem gewissen Moment an auf, wird erst unter bestimmten Bedingungen wahrnehmbar. In gewisser Weise wiederholt sich ständig ein

fundamentales Geschehen, das die Bibel Schöpfung nennt, das Ordnen des Tohuwabohu. In der Tat werden aus zufälligen, unberechenbaren, unvorhersehbaren, turbulenten Bewegungen dann doch Strukturen. Das sog. Synergetik-Problem wirft Fragen wie diese auf: Welche Kräfte wirken da eigentlich ordnend ein? Kommen sie von außen - als Ordnungselemente? Oder "stecken" sie schon in allem drin und entschließen sich erst später zur Selbstorganisation? Soweit bislang absehbar ist, ist beides der Fall. Ein Paradox: beide Kräfte herrschen übereinander und sind zugleich einander untertan. Auf jeden Fall: das Chaos ist nicht beseitigt, sondern nur gebannt. Und jede Ordnung ist viel näher am Chaos, als sie weiß. Wieviel Ordnung und wieviel Chaos vertragen wir? Die Gesellschaft? Die Institutionen?

Es geht nur so, glaubt Paulus, daß ich mich in aller Freiheit einem anderen so unterordne wie der andere sich mir. Unterdrückung wird das nur, wo die Balance willkürlich verändert wird, wo einer aufhört, fair mitzuspielen.

Es geht nur so, daß ich mich nicht nur dem Stärkeren unterordne, sondern mich in den Dienst des Schwächeren stelle. So ist mein Leben weder übersteuert noch chaotisch. In biblischer Sprache heißt das: das Gesetz, die Ordnung Christi ist...Freiheit.